

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg
Fachbereich Sozialpädagogik

Die Bedeutung der Vater-Sohn-Beziehung für die Soziale Arbeit:

**Wie muss sich die Soziale Arbeit bzw. müssen sich SozialarbeiterInnen im
Hinblick auf Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn
– zur Eindämmung männlicher Gewalt im Bereich und Umfeld der Schule –
„neu“ positionieren?**

Diplomarbeit

Tag der Abgabe: 18.12.2006

Vorgelegt von:

Thaler, Kai Maurice

Betreuender Prüfer: Prof. Dr. Wolfgang R. Hantel-Quitmann

Zweiter Prüfer: Prof. Dr. Peter Kastner



Quelle: Ohser, 2003: 11

„Jungen benötigen für den Aufbau ihrer männlichen Identität den Vater. Dass sie stärker vom Väterverlust betroffen sind, zeigt sich nicht nur im Leistungsbereich oder in Kriminalitätsstatistiken, sondern auch in der Art, wie sie ihrerseits Bindungen eingehen. Sie laufen Gefahr, später ihre eigenen Kinder allein zu lassen“ (Petri, 2000: 7).

„Meine Untersuchungen zeigen auf, daß bei vielen Vätern, die nach einem Gleichgewicht zwischen Beruf und Kindererziehung suchen, die *Qualität* der mit ihren Kindern verbrachten Zeit Vorrang hat vor der *Quantität*“ (Pollack, 2001: 160).

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	iii
Vorwort	v
1. Einleitung	1
2. Die Emotionen in der Vater-Sohn-Beziehung allgemein, sowie speziell während und nach einer Trennung und Scheidung	5
2.1 Das Fremdbild des Vaters vom eigenen Sohn und diesbezügliche Auswirkungen auf die Emotionen des Sohnes	5
2.2 Das Fremdbild des Sohnes vom eigenen Vater und diesbezügliche Auswirkungen auf die Emotionen des Vaters	10
2.3 Die Emotionen bei Vater und Sohn während einer Trennungs- und Scheidungsphase	14
2.4 Die Emotionen bei Vater und Sohn nach einer elterlichen Trennung und Scheidung	19
3. Die Bedeutung anwesender und abwesender Väter für die Entwicklungen und Verhaltensweisen der Söhne	27
3.1 Positive Vaterbedeutung von der frühen Kindheit bis zur Adoleszenz	27
3.2 Positive Vaterbedeutung während der Adoleszenz (12 - 17 Jahre)	30
3.3 Die Bedeutung eines fehlenden (fernen) Vaters in Bezug auf aggressives Jungenverhalten	35
3.4 Familienprobleme bzw. Vater-Sohn-Beziehungsprobleme und der Hilferuf durch Verhaltensauffälligkeiten in der Schule	40
4. Bestandsaufnahmen der Verhaltensweisen von Vater und Sohn, insbesondere im Hinblick auf Gewalt (Aggressivität) in Familie und Schule	45
4.1 Bestandsaufnahme der Väter in Bezug auf Soziale Arbeit.....	45
4.1.1 Gewalt in der Familie: Der strafende bzw. sanktionierende Vater	48
4.2 Bestandsaufnahme des männlichen (aggressiven) Verhaltens in der Schule	52
4.2.1 Krisenherd Hauptschule. Einem ersten Aufschrei des Lehrerkollegiums einer Berliner Hauptschule folgt eine erste, ernstgemeinte, mediale Diskussionswelle	52
4.2.2 Studie zum Tatort Schule: Gewalt an Schulen 1994 - 1999	57
4.2.2.1 Gewalttätigkeit in der Familie in den Augen der Schüler	64
5. Die Vater-Sohn-Beziehung als Möglichkeit für gelingende Interventionen durch die Soziale Arbeit	71
5.1 Bestandsaufnahme praktischer Sozialarbeit in Bezug auf Interventionsarbeit (Beziehungsarbeit) mit und zwischen Vater und Sohn	71
5.2 Systemische bzw. schulsystemische Einzelfallhilfe und Intervention	74

5.3	Einzelfallhilfe und Intervention durch Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen)	80
5.4	Reflexionen des männlichen Beraters bei Interventionen zwischen Vater und Sohn	84
5.5	Konzeptionelle Eckdaten (eigene Überlegungen) für die Soziale Arbeit zur Stärkung von Vätern und Söhnen und ihren Beziehungen zueinander durch Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn	87
5.5.1	Die Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen)	87
5.5.2	Die (Grund-)Schulen	89
5.5.3	Die Jugendämter (Allgemeinen Sozialen Dienste)	90
6.	Schlussfolgerung	92
	Abbildungsverzeichnis	97
	Tabellenverzeichnis	98
	Literaturverzeichnis	99

Vorwort

Eine zukünftig verbesserte innerfamiliäre Atmosphäre bedarf insbesondere einer positiven Vater-Sohn-Beziehung, die auf einer ebenfalls positiven Beziehung zwischen den Eltern aufbaut. Die generationenübergreifenden Weitergaben von Beziehungsmängeln zwischen vielen Vätern und Söhnen lassen sich durchbrechen, indem Väter, Söhne und männliche Sozialarbeiter sich selbst und die eigene Vater-Sohn-Beziehung reflektieren und ggf. einer Neuordnung unterziehen. Die Soziale Arbeit hat die Chance, Veränderungen der Vater-Sohn-Beziehungen durch Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn zu bewirken und die beteiligten Familienmitglieder zu sozialisationsförderlichen Verhaltens-, Interaktions- und Kommunikationsmustern zu befähigen.

An der von mir besuchten Fachhochschule Kiel sowie der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg, in meinem Freundes- und Bekanntenkreis, in meiner weiteren Familie und insbesondere während meiner Tätigkeiten in der Sozialen Arbeit begegnete (begegnete) ich zahlreichen Männern, Vätern und Jungen, die an einer qualitativ defizitären Vater-Sohn-Beziehung litten (leiden). Die momentane Überfrequentierung von Jungen bei gleichzeitiger Unterrepräsentanz ihrer leiblichen Väter innerhalb der Sozialen Arbeit (Beratungsstellen) stellt einen zusätzlichen Anlass für diese Hochschulabschlussarbeit dar.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei allen bedanken, die mir während der Anfertigung dieser Diplomarbeit emotionale, materielle und fachliche Unterstützung zukommen lassen haben. Ich danke besonders Herrn Prof. Dr. Hantel-Quitmann für die intensive fachliche Unterstützung und seine kritischen Anregungen als betreuender Prüfer dieser Arbeit.

Mein Dank gilt auch den Ex-KollegInnen der Erziehungsberatungsstelle (Jugendpsychiatrischer Dienst) Hohenfelde, insbesondere dem Dienststellenleiter Herrn Dr. Romeike, sowie allen anderen Professionellen der Sozialen Berufswelt, die Antworten auf meine Fragen zu dieser Diplomarbeitsthematik gaben und/oder die mich an der Fachhochschule Kiel und der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg ausbildeten.

Neben dem fachlichen Dank möchte ich auch meiner Freundin Julia, meiner Familie, hier insbesondere meinem Vater, der nunmehr seit 28 Jahren an meiner Seite geblieben ist und mich meine eigene Identität hat bilden lassen, danken. Meine Beziehung zu meinem Vater und die diesbezüglichen Reflexionen haben die Bearbeitung des Diplomarbeitsthemas in dieser Form möglich werden lassen.

1. Einleitung

In den vergangenen Jahrzehnten wurde aufgrund der Emanzipationsbewegung und Geschlechterforschung vor allem die Rolle der Frau und Mutter wissenschaftlich untersucht und beschrieben. Die Bindungsforschung untersuchte primär das Verhältnis zwischen der Mutter und ihrem Kind und stieß auf verschiedene Bindungsmuster (sicher, unsicher-vermeidend, unsicher-ambivalent und desorganisiert). Eine besondere Beachtung galt auch der Beziehung zwischen Mutter und Sohn. Vor allem dem Mann in seiner Wahrnehmung und Ausführung der Vaterrolle wurde seltener Beachtung zuteil. Er fristete ein Schattendasein, weil das Licht der Mutter in ihrer Beziehung zu dem Kind die Sicht auf den Vater, der stets im Hintergrund bzw. Schatten gesehen wurde, verdeckte. In den Bibliotheken erschien in der jüngeren Vergangenheit und erscheint gegenwärtig wissenschaftliche Literatur zur Situation der Väter und der Jungen.

Diese Diplomarbeit analysiert die Beziehungsbedeutung zwischen Vater und Sohn allgemein, sowie speziell im Hinblick auf die Verhaltensstörungen der Jungen in der Schule und auf die derzeitige Verortung der Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn innerhalb der Sozialen Arbeit. Die Inhalte der folgenden Kapitel sollen nicht als einseitige Betrachtung der Familie und Familienmitglieder Vater und Sohn und einem daraus folgenden einseitigen Beratungsbedarf für die Soziale Arbeit zu verstehen sein. Die Familienfigur 'Mutter' findet innerhalb dieser Arbeit stets ihren Platz und Beachtung, da sie immer Teil der Familie ist. Der Figur der Tochter wird weniger Beachtung gegeben, einerseits, weil Mädchen sowohl in der Schule, innerhalb der Familie und im öffentlichen Raum weniger verhaltensauffällig (aggressiv-gewalttätig) auftreten und andererseits aufgrund der Tatsache, dass Söhne im Fall von Trennung und Scheidung ihre Väter quantitativ wie qualitativ häufiger aus den Augen verlieren als Töchter ihre Mütter. Dass auch alle anderen Beziehungen zwischen den vorkommenden Familienmitgliedern einen hohen Stellenwert einnehmen, den die Soziale Arbeit nie außer Acht lassen darf, ist eine Selbstverständlichkeit. Die allumfassende Beziehungsinterpretation aller Familienmitglieder würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen. Im Vordergrund stehen die Figuren Vater und Sohn sowie deren Beziehungen zueinander, daneben wird auch die Beziehungsbedeutung zwischen Vater und Mutter sowie Mutter und Sohn, wenngleich in kürzerer Form, familiensystemisch erwähnt. Es werden Mängel an sozialisationspositiven Vater-Sohn-Beziehungen, gehäuft zu beobachtende Verhaltensauffälligkeiten bei Jungen und diesbezüglich mögliche Rückschlüsse auf die Vater-Mutter- sowie die Sohn-Mutter-Beziehungen aufgezeigt.

Im Folgenden finden verstärkt die Vater-Sohn-Konstellationen mit negativen Interaktionsmustern Beachtung, da diesen Mustern innerhalb der Sozialen Arbeit gehäufiger zu begegnen ist als positiven Interaktionsmustern. Gleichzeitig wird inhaltlich ressourcenorientiert argumentiert, indem aufgezeigt wird, inwiefern professionell sozialpädagogische Arbeit zwischen Vater und Sohn, trotz aller möglicher Negativität, eine Verbesserung der Vater-Sohn-Beziehung ermöglichen kann bzw. könnte. Aufgrund der Individuen Vater sowie Sohn und den vielseitig auftretenden inner- und außerfamiliären Problemen, kann es keine allgemeingültige Symptom-Ursachenbegründung nebst Lösungsprozedere geben. So sind die Verhaltensauffälligkeiten bei Jungen immer auch abhängig vom körperlich-geistigen Zustand, dem Alter und Reifungsgrad, von der Familiendynamik und der Einbindung des Sohnes in elterliche Konflikte. Zusätzlich sind Verhaltens-, Kommunikations- und Beziehungsmuster zu berücksichtigen, sowie die familiäre, persönliche Herkunft (Familiengeschichte, persönliche Biographie), die moralischen, ethischen Werte und Normen, die Struktur und die Grenzen innerhalb des Systems (interpersonale, subsystemale, innerpsychische Grenzen, System- und Generationsgrenzen). Neben den innerfamiliären Abhängigkeiten sind daher auch stets die außerfamiliären (Nachbarschaft, Wohnort und -umgebung, Freundeskreis, Beruf, Arbeit, Freizeit, Umwelt, kulturelle Einbindung) mit einzubeziehen. Deswegen sind die in den folgenden Kapiteln auftretenden Positionierungen pro Väter (Männer) und Söhne (Jungen) nicht als maskulinistische, einseitige Argumentationen zu werten, weil immer eine familien-systemische Sichtweise zugrunde liegt.

In Kapitel 2 werden die Gefühle und Gedanken von Vätern und Söhnen innerhalb ihrer Beziehungen zueinander beschrieben. Die emotionalen Situationslagen der Väter sowie der Söhne, die aufgrund der väterlichen Fremdbilder und der der Söhne entstehen bzw. entstanden sind, werden angesprochen. Es wird den Fragen nachgegangen, welche Gedanken und Erwartungen die Väter über ihre Söhne und deren Zukünfte hegen, in welchen Bildern die Väter sich selbst sehen und welche Fremdbilder von Söhnen den Vätern gegenüber zurückprojiziert werden. Im Umkehrschluss wird sich den Gedanken und Erwartungen der Söhne bezüglich ihrer Väter zugewandt, den Bildern, die die Söhne von sich selbst entwickeln bzw. durch die Fremdbilder ihrer Väter entwickelt haben. Es wird nachgewiesen, warum die Söhne und Väter ihre Bilder entwickeln bzw. entwickelt haben und ob den idealisierten Fremdbildern nachzukommen ist bzw. nachgekommen werden darf. Eine besondere Beachtung findet hier die Vater-Sohn-Beziehung während einer Trennung und Scheidung und nach dem Vollzug eben dieser, verbunden mit dem Auszug des Vaters aus der Familie und dem Verbleib des Sohnes bei der Mutter. Es werden Zahlen und Fakten in

Bezug auf Trennungen und Scheidungen, diesbezügliche Situationen innerhalb von Beratungsstellen und Rückschlüsse zwischen Partnerschaftskrisen der Eltern und Verhaltensauffälligkeiten bei Jungen herangeführt und analysiert. Somit wird gleichzeitig eine Fokussierung auf diese kritischen Familienphasen begründet.

Das 3. Kapitel befasst sich explizit mit der Bedeutung anwesender wie abwesender Väter für die Entwicklung und Verhaltensweisen der Söhne. Die besondere Bedeutung einer qualitativ hochwertigen Beziehung des Vaters zu seinem Sohn von der frühen Kindheit bis zur Adoleszenz sowie während der Adoleszenz wird verdeutlicht. Die Beschränkung erfolgt auf diese Entwicklungsphasen von Jungen, da mit dem Beginn der Volljährigkeit allmählich die Zuständigkeit vieler sozialer Beratungsstellen endet und sozialpädagogisch beraterische Interventionen innerhalb dieser Entwicklungsphasen am erfolgversprechendsten sind bzw. sein können. Die Wichtigkeit einer qualitativ hochwertigen Beziehung zwischen Vater und Sohn wird anhand der Thematik von Aggressionen bei Jungen aufgrund des Fehlens oder der Ferne des leiblichen Vaters analysiert. Abschließend wird auf den Zusammenhang zwischen Verhaltensauffälligkeiten von Jungen in der Schule und familiären Problematiken in der Vater-Sohn-Beziehung hingewiesen. Zudem wird erkenntlich, was die Schulstörungen der Jungen eigentlich ausdrücken sollen bzw. als was sie verstanden werden müssen.

Im 4. Kapitel erfolgen Bestandsaufnahmen der Verhaltensweisen von Vätern und Söhnen im Hinblick auf Gewalt (Aggressivität) in Familie und Schule. Die Theorie über Väter und Söhne wird anhand von Studienergebnissen und ihren realen, relativen Zahlen und Daten analysiert und gefestigt. Es wird aufgezeigt, wie die aggressiv-situativen Lebenswelten bei Vätern und Söhnen aussehen. Zunächst werden aktuelle Verhaltensweisen von Vätern in Bezug auf Beratungsstellen und -gespräche benannt. Im Anschluss erfolgt ein Blick in den Tatort Familie bzw. auf das strafende, sanktionierende Rollenverhalten der Väter innerhalb ihrer Familien. Besondere Beachtung wird den männlich-aggressiven Jungen am Tatort Schule zuteil. Aufgrund des Teilgebietes der Schulsozialarbeit innerhalb der Sozialen Arbeit und den Anmeldungen anlässlich schulischer Verhaltensauffälligkeiten bei Jungen, sind Einblicke in die Schulwelt unumgänglich. Zunächst werden aktuelle Zahlen und Fakten aus dem Jahr 2006 benannt, die nach dem diesjährigen Schulkandal an einer Berliner Hauptschule an die Öffentlichkeit drangen. Anschließend wird auf eine intensive Schulstudie aus den Jahren 1994 und 1999 eingegangen, in der explizit die Schulverhaltensweisen männlicher und weiblicher Schüler unterschiedlichen Alters auf verschiedenen

Schulformen und die Familienbedingungen in den Augen dieser Schüler untersucht wurden, die Rückschlüsse auf die Gewaltneigungen der Schüler zulassen. Aus der realen Lebenswelt wird ersichtlich, wie Jungen in der Schule auf ihre Probleme aufmerksam machen, welche Rolle die Eltern einnehmen, woraus sich eine überleitende Erkenntnis des Beratungsbedarfes zwischen Jungen und Vätern (Eltern) für die Soziale Arbeit ergibt.

Das 5. Kapitel wendet sich intensiv der praktischen Ausrichtung Sozialer Arbeit in Bezug auf Vater-Sohn-Beziehungen zu. Es erfolgt zunächst eine Bestandsaufnahme der aktuellen Verortung der Vater-Sohn-Beziehungsthematik innerhalb der Sozialen Arbeit. Hierbei wird den Fragen nachgegangen, wie die Soziale Arbeit bezüglich einer Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn aufgestellt ist, wo die Thematik Vater und Sohn innerhalb von Sozialer Arbeit erscheint und konzeptionell bzw. anhand wissenschaftlicher Literatur professionelle Beachtung findet. Durch die Schulthematik des 4. Kapitels wird speziell auf die Rolle und Möglichkeit der schulsystemischen Einzelfallhilfe und der Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen) im Hinblick auf Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn eingegangen. In diesen Einrichtungen kommen Väter und Söhne zu Beratungen bzw. ließen sich Beratungen zwischen beiden ermöglichen. Es wird aufgezeigt, wie langfristig erfolgreiche Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn aussehen kann, wie Väter erreicht werden können, welche Chancen familiensystemische Arbeitseinstellungen und -praktiken bieten. Anlässlich einer sozialpädagogischen Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn und einzelner Bestandsaufnahmen innerhalb dieser Arbeit wird sich den unbedingt nötigen Reflexionen des männlichen Beraters zugewandt. Dabei geht es speziell um die Fragen: Was hat der männliche Berater bei der Arbeit zwischen Vater und Sohn zu bedenken? Mit welchen Widerständen ist zu rechnen? Welche Reflexionen sind in Bezug auf sich selbst zu stellen? Abschließend werden konzeptionelle Eckdaten für die Soziale Arbeit in Bezug auf Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn beschrieben. Dabei wird auf Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen), (Grund-)Schulen und Jugendämter (Allgemeine Soziale Dienste) eingegangen und andere, „neue“ Möglichkeiten zur sozialarbeiterischen Beratungspraxis, einer gelingenden Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn, aufgezeigt.

Im 6. Kapitel erfolgt die Schlussfolgerung, die neben einer Zusammenfassung eine kritische Stellungnahme zum Thema Vater-Sohn-Beziehung umfasst.

Im Folgenden wird nur die männliche Form als Schreibstil angewandt, da somit eine bessere und flüssigere Lesbarkeit gewährleistet ist.

2. Die Emotionen in der Vater-Sohn-Beziehung allgemein, sowie speziell während und nach einer Trennung und Scheidung

2.1 Das Fremdbild des Vaters vom eigenen Sohn und diesbezügliche Auswirkungen auf die Emotionen des Sohnes

Horst Petri beschreibt die unterschiedlichen Gefühle eines Vaters, der zum ersten Mal seinen Sohn nach dessen Geburt in den Händen hält, die aufgrund der Gleichgeschlechtlichkeit psychologisch begründet werden können, da der Vater den Sohn als Teil seines eigenen Selbst erlebt und sich infolgedessen stärker mit ihm identifizieren kann. Der Vater kann sich aber im Verlauf der Sohnentwicklung lediglich nur dann voll mit ihm identifizieren, wenn der Sohn nicht seine Andersartigkeit und abgegrenzte Autonomie deutlich zu behaupten versucht. Dies ist aber überaus wichtig für dessen Entwicklung, damit der Sohn zu einer eigenen Identität findet, die ihm erst Selbständigkeit eben durch Abgrenzung vom Vater ermöglicht (vgl. 1997: 92 ff.). Daran wird die „Dramatik“ in der Vater-Sohn-Beziehung erkenntlich, denn sowohl auf Seiten des Vaters wie auf Seiten des Sohnes ist der Entwicklungsverlauf des Sohnes ein emotional anspruchvolles Szenario. Der Vater will sich selbst, seine Grandiosität erkennen, wenn er den eigenen Sohn betrachtet, will sich voll in ihm wiederentdecken und sich identifizieren können. Der Sohn allerdings will einerseits sein wie der Vater, möchte ihm in nichts nachstehen und z.B. durch Nachahmung des erlebten negativen wie positiven Vaterverhaltens größtmögliche Anerkennung, Wertschätzung, Belobung und Liebe erfahren. Andererseits ist der Sohn gewillt, sich deutlich vom Vater abzugrenzen, um seine eigene Identität, ein eigenes Ich finden und verwirklichen zu können. Würde er dies nicht tun, wäre eine Abgrenzung zum Vater und das spätere Loslassen des Vaters blockiert. Dies aber geht zu Lasten der vollen Identifizierung vom Vater mit dem Sohn, was Enttäuschung, Aggression, Wut und/oder Abwendung vom Sohn im Vater auslösen kann. Dementsprechend kann sich das Fremdbild des Vaters über den Sohn ändern, weil die differenzierten Einstellungen, Verhaltensweisen des Sohnes tlw. konträr zu denen des Vaters sind und somit das Fremdbild des Vaters unterschiedlich positiv wie negativ beeinflussen. Im Verlauf der Entwicklung kann sich das väterliche Fremdbild aufgrund der Abgrenzung des Sohnes vom Vater negativieren, der sich selbst mitsamt allen eigenen positiven Seiten im Sohn verewigt wissen will. Durch die Identitätsbildung und Abgrenzung vom Vater wird sich dieser aber seinen negativen Einstellungen, Sichtweisen und Verhaltensweisen bewusst. Dessen Enttäuschung darüber kann sich in einem

negativen Fremdbild über den Sohn zeigen. Lothar Schon gibt verschiedene Begründungen für den Wunsch eines Vaters nach einem Sohn, der das Fremdbild auf den Sohn deutlich prägen kann. Er beschreibt z.B., dass aufgrund einer überaus positiven Zuwendung des eigenen Vaters der Wunsch entstehen kann, einen Nachkommen zu zeugen, um nun selbst väterliche Liebe weitergeben zu können. Denkbar ist auch, dass eine negative Vater-Sohn-Beziehung ausschlaggebend für den Wunsch nach einem Sohn ist, um mit dessen Hilfe alle Gefühle von Ohnmacht und Hilflosigkeit loswerden zu können. Ein weiterer Grund kann auch das Schuldgefühl des Vaters sein, weil er sich (zu früh) von den eigenen Eltern abnabelte und nun den eigenen Eltern einen Enkel schenken möchte, sprich den kleinen Sohn, den die Eltern damals verloren haben, der er selbst auch aufgrund seines Alters nicht mehr sein kann bzw. sein will. Oder der Vater möchte aufgrund des Todes des leiblichen Vaters mit Hilfe des männlichen Nachkommen unbewusst diesen verstorbenen Elternteil und die Interaktionen mit ihm wiederbeleben (vgl. 2002: 482 f.). Diese unbewussten und bewussten Vorstellungen über eine zukünftige Interaktion pressen den Sohn in eine Rolle, in die er zu schlüpfen hat, will er dem Vater gefallen und Liebe von ihm erhalten. Der Junge erblickt in solchen Fällen nicht sich selbst im Spiegelbild des Vaters, sondern eine Sohnfigur, wie sie nach der Wunschvorstellung des Vaters zu sein hat. Im Verlauf der Entwicklung will der Sohn aber viel mehr er selbst sein und sich selbst nach seinen eigenen Wunschvorstellungen weiterentwickeln und ausbilden. Die vom Vater vorgegebene Rolle (sein Fremdbild) wird nicht angenommen, was ein möglicherweise dauerhaft negatives Bild vom Vater über den Sohn bewirkt, weil der Sohn den Wunschvorstellungen des Vaters nicht nachkommen will, aber auch entwicklungspsychologisch nicht nachkommen darf. Jungen wollen vom Vater ähnlich gesehen werden, wie sie sich selbst sehen. Der Vater als Spiegel soll die Grandiosität zeigen, in der der Junge sich sieht. Er verlangt nach Wertschätzung, Anerkennung, Belobung des Vaters in gezeigte positive Fähigkeiten, z.B. unternommene Ballsport- oder Bastelversuche. Jungen schwärmen von ihren Vätern, prahlen vor Freunden über die zahlreichen Aktivitäten zwischen beiden und das gelingende Miteinander. Es lässt sich erahnen, welche Auswirkungen gefühlte Kälte, Aggressivität, Gewalt des Vaters zum Sohn haben kann, denn sämtliche Bilder, Werte, Vorstellungen des Sohnes vom Vater und von sich selbst werden zerstört.

Mir erzählte mal ein kleiner Junge von St. Pauli, dass sein Vater mit ihm spazieren gehe, ihm eine Mark gebe, wann immer er danach frage, mit ihm jede Woche ins Kino gehe und ihm etwas zu Essen koche. [...] Aber der Junge [...] bekam vom Vater nichts zu essen gemacht und dieser ging mit ihm weder spazieren, noch ins Kino. Es war die kompensatorische Funktion der Fantasie, die für den Jungen eine unerträgliche Realität lebbar machte. (Hantel-Quitmann, 2006: 5)

Anhaltende Negativität lässt den Spiegel in Scherben zerspringen, macht den Vater in dessen Rolle unbrauchbar und evtl. durch andere männliche Bezugspersonen austauschfähig. Jungen neigen zur Grandiosität, gerade wenn sie noch klein sind und der Blick in den Vaterspiegel trifft auf ein Fremdbild, das die eigene Minimalität bewusst werden lässt. Das Vaterfremdbild über den Sohn steht somit in einem gewissen Gegensatz zum Selbstbild, das der Junge von sich selbst entwickelt hat. Väter sollten ihre Söhne auch nicht pausenlos ohne Sinnzusammenhang loben, sondern sollen bei ihnen den Blick für den eigenen Kindesrealismus schärfen. Durch Feinfühligkeit soll an der Gefühlswelt des Jungen empathisch teilgenommen werden, um sensibel für die Gefühle des Sohnes zu werden. „Kränkungen durch den Vater ließen Söhne häufig an ihrem persönlichen Wert zweifeln, führten zu Komplexen, auch wenn die Mutter noch so perfekt und überlegt erzog und das Ego des Sohnes noch so sorgfältig in seiner Entwicklung begünstigte“ (Benard/Schlaffer, 1994: 78).

Rogge/Mähler beschreiben die Schwäche der Väter, nicht über Gefühle, hier insbesondere negative Gefühlserlebnisse, sprechen zu können, nicht über die eigenen und auch nicht über die des Sohnes. Sie begründen dies, weil Väter selbst nie gelernt haben, über Gefühle zu sprechen, weder als Kind noch im weiteren Lebensverlauf. Väter haben große Schwierigkeiten bei verunsicherten Jungen, deshalb sollen Jungen sich stets hart präsentieren, mit Gefühlen selbst zurechtkommen, weil sensible Jungs als „Weicheier“ gelten (vgl. 2003: 40 ff.). Für den Jungen bedeutet dies in der Tat, dass er sich selbst beruhigen muss, bevor er zum Vater gehen kann, weil die Unsicherheit des Vaters gefühlt wird, die dem Jungen signalisiert, dass sein Verhalten z.Zt. nicht gern gesehen ist und er keine umfangreiche Hilfe erwarten kann bzw. ein Zur-Sprache-bringen der verletzten Gefühle, da dies den Vater vor eine unsichere, hilflose Aufgabe stellt. Prof. Dr. Süß berichtete in einem Seminar über Bindungsentwicklung, dass ca. 40 % aller Kinder unsichere Bindungsmuster, am häufigsten unsicher-vermeidende, aufweisen. Bei starken inneren Gefühlsverletzungen laufen diese nicht zur Bindungsperson (Mutter, Vater), sondern versuchen, äußerlich cool zu wirken und ihre inneren Unruhen selbst zu regulieren. Erst nach gewisser innerer Beruhigung laufen sie wieder zur Bindungsperson, weil bewusst ist, dass innere Unruhe mit Ablehnung von der Bindungsperson quittiert wird. Erst die Selbstberuhigung wird mit Zuneigung belohnt. Der Blick zum Vater (Spiegel) würde dem Jungen das eigene Versagen verdeutlichen und gleichzeitig die „verachtende“, ablehnende Gestik und Mimik des Vaters. Die Enttäuschung wird zusätzlich verstärkt, weil der Junge denkt, er selbst sei nichts wert und in den Augen seines Vaters noch viel weniger. Die Ohnmächtigkeit des Vaters und dessen Sprachbarriere, Gefühle mit Worten ausdrücken zu können, verhindern die Richtigstellung

der Gefühlswelt beim Jungen. Eine sichere Bindung zum Vater würde ermöglichen, dass der Junge bei starker innerer Gefühlsverletzung sofort zu ihm gehen könnte und Trost empfangen würde. Der Junge wäre trotz seiner Sensibilität gerne an der Seite des Vaters oder besser in dessen Arme genommen worden, wodurch der Junge sich schneller hätte beruhigen können, um auch wieder schneller die ihn umgebende Umwelt zu erforschen. Eine sichere Bindung zu haben, heißt nicht automatisch, dass der Vater erziehungsförderliche Gefühle zur Sprache bringen kann, aber seine Gestik, Mimik und Gefühlswelt würde dem Jungen die innere Wertschätzung des Vaters signalisieren.

Wir sehen, dass nicht nur schwache, sondern auch starke Väter, wie Väter generell, in der großen Versuchung und Gefahr sind, besonders ihre Söhne meist unbewußt nach ihrem eigenen realen oder phantasierten Ebenbild zu schaffen. Das ist ihr Schöpfungsmythos. Einen Sohn zu zeugen und zu erziehen, der in sich alle Eigenschaften verkörpert, die der Vater für sich selbst erfüllt oder häufiger ersehnt hat, wäre der Beweis seines schöpferischen Funkens, mit dem er die Vergänglichkeit besiegen und sich die Ewigkeit aneignen kann. (Petri, 1997: 106 f.)

Benard/Schlaffer verweisen auf eine Befragung von 20- bis 30-jährigen Männern, in der diese über ihre Väter berichten. Aus der Befragung geht hervor, dass die positiven Väter durch gemeinsame Merkmale auffallen. Sie haben keine starren Berufsvorstellungen für die Söhne, drängen das eigene Weltbild nicht auf und sind emotional anwesend (vgl. 1994: 28). Demnach soll der Vater seinem Sohn bei dessen Lebensplanung als Gefährte behilflich sein. Der Sohn muss die eigene Identität und den eigenen Platz in der Gesellschaft finden. Der Vater als Spiegel dient der Realitätsbewusstwerdung und Identitätsfindung des Sohnes. Starke Väter wollen allerdings oft, dass ihre Söhne genau dieselbe Lebens- und Berufsrichtung einschlagen, die sie einst selbst für richtig hielten, z.B. um die eigens gegründete Firma zukünftig durch einen eigenen männlichen Nachfahren in der Familie halten zu können. Schwache Väter hingegen wollen Söhne, die durch besondere Leistung, Stärke, Schönheit herausstechen, um von eigenen Schwächen abzuspalten und durch die Söhne wieder grandios werden bzw. wirken zu können.

Der Vater projiziert ein Bild voller Superlative, die es für den Sohn zu verwirklichen gilt. Der Sohn muss diesem Idealbild gerecht werden, um von seinem Vater größtmögliche Anerkennung erfahren zu können. Jedoch wird dadurch eine bewusste Abgrenzung, Autonomie und Selbstverwirklichung verhindert, weil der Sohn in den ihm hingehaltenen, viel zu großen Mantel hineinschlüpfen muss. Dieser überdimensionale Mantel verhindert einen flüssigen Entwicklungsvorwärtsgang, was folglich früher oder später zu Stürzen im Lebenslauf führen kann bzw. muss. Petri verweist auf die Aufgabe der Psychotherapeuten,

die Söhne von der Last der väterlichen Idealbilder zu befreien, damit diese z.B. durch einen Berufswechsel ihr Selbst verwirklichen können und dieses Selbst nach eigenen Idealvorstellungen leben können (vgl. Petri, 1997: 106).

Was sagen die Väter über ihre Söhne?

- mangelnde Motivation und fehlendes Durchhaltevermögen
- zu niedrige Frustrationsschwelle
- suchen nur das Triviale und Oberflächliche
- haben keine Arbeitsmoral
- übernehmen keine Verantwortung
- keine Wertschätzung von Qualität und Tradition
- suchen stets den leichtesten Weg, den schlaun Trick
- fehlender Respekt und gewöhnlich undankbar. (Vogt/Sirridge, 1993: 18)

Hinter diesen Äußerungen sind die defizitären und negativen Bilder und Zuschreibungen, die Väter über ihre Söhne haben, zu erkennen. In den Augen einiger Väter kommen die Söhne schlecht weg bzw. sehen schlecht aus. Diese Bilder erkennen auch die Söhne, sobald sie in den Vaterspiegel blicken. Die Äußerungen, Ansichten und Einstellungen der Väter geben deren Fremdbilder für die Söhne preis. Das Spiegelbild, das der Sohn erblickt, zeigt ihm das Fremdbild, das der Vater über ihn entwickelt hat. Dieses Fremdbild ist oftmals negativ gefärbt, entspricht nicht dem Selbstbild des Jungen. Ihm wird folglich ein Bild des Versagens entgegengehalten. Um diesen starren Bildern entfliehen zu können, antworten die Söhne z.B. mit Kontaktabbrüchen zu ihren Vätern und suchen ihrerseits nach Personen bzw. Ersatzvaterfiguren, die auch die eigenen positiven Seiten entgegenspiegeln. Dies können Verwandte, Vertrauenslehrer oder/und ältere Freunde der Peer-Group sein. Um nicht ständig mit den ablehnenden Vaterbildern konfrontiert zu sein, brauchen die Jungen Freiräume, die sie sich außerhalb ihrer Elternhäuser oder in ihren eigenen Zimmern (innerhalb ihrer Elternhäuser) suchen. Auch mit Hilfe der erwähnten Beispiele lässt sich feststellen, dass Väter Bilder von ihren Söhnen entwickeln, die ebenfalls das Merkmal der Grandiosität erkennen lassen. Die Schwächen und Ängste der Söhne werden zur Kenntnis genommen, woraufhin die Väter mit übertriebener Härte bekämpfend reagieren, die Unverständnis und Enttäuschung des Sohnes hervorruft.

2.2 Das Fremdbild des Sohnes vom eigenen Vater und diesbezügliche Auswirkungen auf die Emotionen des Vaters

Wollen die Verhaltensweisen des Vaters in Bezug auf Kontaktabbruch zum Sohn verstanden werden, muss das Fremdbild des Sohnes interpretiert werden. Welches Bild wird vom Sohn projiziert? Wie nimmt der Sohn die Vaterperson wahr? Welche Assoziationen werden beim Vater geweckt, bei Betrachtung seines vom Sohn gefärbten Spiegelbildes?

Was sagen die Söhne über die Väter?

- humorlos und gefühllos
- in Traditionen erstarrt
- rigide und konservativ
- stets geistig abwesend
- innerlich abwesend und unbeteiligt
- engstirnig und jeglicher Veränderung abhold
- besessen von Pflicht, Ehre und Geld. (Vogt/Sirridge, 1993: 18)

Horst Petri beschreibt die Wichtigkeit der Desillusionierung der väterlichen Vorstellungen für die Durchsetzung der eigenen Autonomie und eigener Ideale sowie Ziele. Die väterlichen Vorstellungen über den Sohn soll dieser wiederum verwirklichen, damit dem väterlichen Narzissmus bzw. seiner Grandiosität Ausdruck verliehen werden kann, indem der Sohn alle positiven Seiten des Vaters oder/und dessen positive Erwartungen im Verlauf der Sohnentwicklung zurückspiegelt. Dies darf der Sohn nach Petri aber im Verlauf seiner Abgrenzung von Vater und Mutter nicht tun, weil er sonst Gefahr laufen würde, keine eigene Identität zu entwickeln. Indem der Sohn eine eigene Identität aufbaut, entwickelt er zwangsläufig auch ein negatives Fremdbild vom Vater und versucht, seinen eigenen Vorstellungen nachzueifern, die konträr zu denen des Vaters stehen können. Der Vater erliegt somit einer Enttäuschung, weil der Sohn die illusorischen Vorstellungen, die der Vater sowohl über sich selbst als auch in Bezug auf den Sohn hegte, sprengt (vgl. 1997: 114 ff.). Der Sohn sieht einerseits den Vater als Vorbild und übernimmt dessen positive Einstellungen und Verhaltensweisen. Andererseits wird sich der Sohn im Verlauf seiner Entwicklung der Schwächen des Vaters bewusst, die er ihm durch Abgrenzung und Andersartigkeit bewusst werden lässt. In dem Fremdbild des Sohnes entdeckt der Vater sowohl seine vom Sohn gesehene Grandiosität als auch die eigene Minimalität (Ängste, Schwächen). Der Sohn zeigt dem Vater die Grenzen seiner Lebensphilosophie, indem er einen gänzlich anderen Lebensstil oder/und Beruf (Studium) einschlägt, als dies der Vater für den Sohn

eigentlich vorhersah bzw. er selbst ausführt oder in seiner eigenen Kindheit getan hat. So wie das Fremdbild über den Sohn den Kindesrealismus zu schärfen im Stande ist, kann im Umkehrschluss auch das Fremdbild des Sohnes den Vaterrealismus schärfen und nicht nur dessen Illusion, Narzissmus, Grandiosität zurückspiegeln.

Eine Mutter berichtet über das Zusammenspiel zwischen Vater und Sohn, indem der Sohn viel mehr Nähe von dem Vater als von der Mutter verlangt, diese aber nicht bekommt, weil der Vater in seinem Beruf zu engagiert ist. Die Mutter entdeckt Unsicherheiten hinter dem Vaterverhalten, weil er selbst keine schöne Kindheit hatte. Trotz fehlendem, positivem Rollenmodell muss er Vater sein, wobei Schwierigkeiten in der täglichen Interaktion mit dem Sohn auftreten. Die Mutter (Ehefrau) entdeckt auch die Eifersucht des Vaters auf seinen Sohn, der ihm seiner Meinung nach die Liebe zu ihr stiehlt. Prozentual erklärt sie, dass ihr Ehemann bei gelingender Interaktion ca. 80 % beim Sohn ausrichten könnte im Gegensatz zu ihr selbst (vgl. Benard/Schlaffer, 2000: 50 f.). Durch die beispielhafte Vater-Sohn-Dyade, die stellvertretend für eine Vielzahl von Vater-Sohn-Problematiken anzusehen ist und die gute Beobachtungsgabe der Ehefrau, lassen sich konkrete Erkenntnisse gewinnen, welche Bilder der Vater wahrnimmt und warum die Interaktion mit dem Sohn so schwer angegangen wird. Zum einen erblickt der Vater sich selbst als Sohn seines eigenen Vaters, wenn er eine Interaktion mit dem Sohn eingeht oder nur darüber nachdenkt. Die negativen Gefühle und Bilder konnte der Mann, bis zum Zeitpunkt des Vaterwerdens, im Verlauf seiner Adoleszenz und frühen Erwachsenenphase verdrängen oder abspalten und somit illusorisch denken, dass z.B. die Verdrängung einer positiven Verarbeitung gleichkam und er sich von der seelischen Last befreien konnte.

In dem Augenblick, wo die eigenen Kinder auf ähnliche Weise Handlungen begehen, die damals Zorn, Strafmaßnahmen oder Verachtung der eigenen Eltern heraufbeschworen, regen sich auch die damit verknüpften Gefühle und der Widerstand, der damals nötig war, diese Gefühle zu verdrängen. All dies geschieht auf einer Ebene, die nicht das Bewusstsein erreicht. Eltern fühlen nur die Wut, die der Seele einen Ausweg bietet, die Situation zu beherrschen. (Nack, 2001: 81 f.)

Der Vater konnte sich bis zum Beginn seiner Vaterschaft von den negativen Gefühlen zum eigenen Vater lösen, vielleicht auch während der ersten Lebensjahre des eigenen Sohnes, der in dieser Zeit eine symbiotische Beziehung zur Mutter genießt. Im Entwicklungsverlauf des Sohnes gewinnt der Vater aber mehr und mehr an Bedeutung, z.B. um sich von der Mutter lösen und Autonomie entwickeln zu können. „Die althergebrachte Meinung, Väter würden erst durch den so genannten ödipalen Konflikt psychologisch bedeutsam, ist eindeutig veraltet. Väter helfen dem Kind aus der engen Abhängigkeitsbeziehung mit der

Mutter heraus, sind sozusagen Geburtshelfer bei der Ablösung aus der frühkindlichen Symbiose“ (Hantel-Quitmann, 2006: 2). Im Leben des Mannes tritt dann eine Zwickmühle auf, wenn er zum Vater wird und der Sohn ihn in solch einer Intensität verlangt, die den Vater befremdet, weil er einen Vergleich mit der eigenen Beziehung zum Vater aufstellt. Hierbei wird die Schiefelage deutlich, denn der eigene Sohn verlangt nach etwas, was der Vater selbst in dieser Form nie gehabt hat, nie genießen durfte. Die verdrängten Gefühle aus der Kinderzeit treten aus dem Unterbewusstsein hervor und treffen den Vater mit Wucht. Benard/Schlaffer haben als eine von drei verschiedenen Ursachenkomplexen einer nach ihnen eingestuften unvollkommenen Wahrnehmung von Vaterschaft, die biografische Vorbelastung aufgrund der Beziehung zum eigenen Vater, der durch Abwesenheit, Abweisung oder anders negativ agierte, ausfindig gemacht (vgl. 1994: 80). Britta Reiche interviewte 20 Väter zum Thema Herkunftsfamilie und stellte abschließend fest, dass vor allem die Väter, die mindestens ½ Jahr täglich 5 - 10 Std. für ihre Kinder zuständig waren, sich stark mit ihrer Geschichte und der Bearbeitung der Väterbeziehung, die generell als unbefriedigend beschrieben wurde, auseinandergesetzt hatten. Diese Väter konnten offen über Beziehungen (Interaktionen) zur Mutter und zum Vater sprechen, konnten somit eine Motivation für neues Rollenverhalten entwickeln und die eigenen Familienerlebnisse an sich heranlassen. Reiche erklärt, dass „Introspektionsfähigkeit“ und die Aufarbeitung der Familienbeziehungsmuster aus der Vergangenheit ein „inneres Rüstzeug der „Neuen Väter“ ist, die diese Entscheidung ermöglichte. Ein Neuanfang kam nur durch geleistete „Erinnerungsarbeit“ und Aufarbeitung zustande (vgl. 1998: 139 f.).

William Pollack verweist auf eine Untersuchung zum Thema männliche Sexualität der Soziologieforscherin Shere Hite, die ergab, dass von mehr als 7000 männlichen Befragten kaum jemand eine enge Beziehung zum Vater hatte. Er verweist auf eine unverbindliche Umfrage des Psychologen Jack Sternback aus Massachusetts, in der 71 Patienten angaben, dass ¼ einen körperlich abwesenden Vater hatten, weitere 40 % ihn als psychologisch und emotional abwesend einstufen, während 15 % den Vater als gefährvoll, angsteinflößend beschrieben (vgl. 2001: 151 f.). Wenn der werdende Vater sich intensiv mit der Vergangenheit beschäftigt und die verdrängten Gefühle bewusst aufarbeitet, kann er sich seiner neuen Rolle als Vater hingeben und sich mit dieser identifizieren. Die Aufarbeitung kann verhindern, dass der Vater in die gleichen Fußstapfen des eigenen Vaters (Großvaters) tritt, indem er sich von traditionellen Rollen befreit, sich den alten Mustern der Herkunftsfamilie erinnert und der blinden Flecken aus seiner erlebten Kindheit bewusst wird. Der Vater ist dann in der Lage, in die Gefühlswelt des Sohnes einzutreten, weil er sich z.B. durch Beratungsgespräche von den eigenen, blockierenden Kindheitsgefühlen befreien ließ.

Anhand der Beschreibung der Vater-Sohn-Dyade wird deutlich, dass ein Vater gerne viel Anerkennung und Wertschätzung von seinem Sohn erfahren möchte. Mit Betrachtung der eigenen, von den Söhnen negativ-projizierten Spiegelbilder wird den Vätern deutlich, in welchen Bildern sie von Söhnen wirklich gesehen werden. Vor allem dann, wenn Jungen älter sind und eine Bilanz der Vater-Sohn-Beziehung ziehen. Grandiosität, Anerkennung und Wertschätzung kann allerdings erst durch zuvor geleistete Erziehungsarbeit mit dem Sohn erworben werden. Einer positiven Reaktion des Sohnes muss eine positive Aktion des Vaters vorausgegangen sein.

Benard/Schlaffer berichten über ihre Erfahrungen mit Männergruppen und den Fragen und Antworten dieser, wenn es um die Kindheit und Empfindungen zum Vater ging. Weniger als 1/5 der befragten jungen Männer erlebten ihren Vater positiv. Diese Personengruppe beschrieb ihre Väter als nicht überaus konkret in Berufs- und Leistungsvorstellungen. Ihre Aggressionsausbrüche konnten diese Väter durch Warmherzigkeit, Verständnis und/oder Vertrauenswürdigkeit kompensieren. Für die Mehrheit der befragten Männer sah es dagegen ganz anders aus: Ihre Väter hatten stereotype Vorstellungen vom eigenen Sohn und diese Bilder konnten die Jungen nicht zurückspiegeln. Zielvorstellungen wie Intelligenz, Gehorsamkeit, ohne Schwächen, äußerlich perfekt, Aufreißertyp, sportbegabt, überall der Beste sein, beschrieb diese Gruppe. Diesen Anforderungen konnten die Söhne kaum gerecht werden, was eine langjährige Enttäuschung auf beiden Seiten nach sich zog (vgl. 1994: 28 ff.). Diese Enttäuschung überwiegt vor allem auch deswegen über Jahre, weil viele Väter keinen sprachlichen Zugang zu ihren erlebten Gefühlswelten finden. Könnten Väter über die eigenen enttäuschten Gefühle und über die des Sohnes sprechen, würde ein langjähriges Einfrieren der Vater-Sohn-Beziehung nicht entstehen.

Aus der eingangs dargestellten Vater-Sohn-„Dramatik“ geht auch ein fehlendes Einfühlungsvermögen des Vaters in den Sohn hervor. Der Vater ist eifersüchtig auf den Sohn, entdeckt in ihm einen Konkurrenten um die Liebe zur gleichen Person, der Ehefrau (Mutter). In diesem Fall kommt eine sexuelle Komponente hinzu, der Mann fühlt sich sexuell unterversorgt, die innige Beziehung zwischen Sohn und Mutter scheint den Raum für eigene Liebesbedürfnisse mit der Ehefrau wegzunehmen. Benard/Schlaffer bezeichnen dieses Phänomen als männliche Unwissenheit über das Wesen von Kindern und deren Bedürfnissen. Der männliche Egoismus zeigt sich aufgrund unzureichender Fähigkeit und Bereitschaft, sich mit den Gefühlswelten der Kinder auseinanderzusetzen und zu Gunsten der Kinder persönliche Einbußen hinzunehmen (vgl. Ebd.: 80). Britta Reiche fasst aus ihrer Männerstudie zusammen, dass Männer der Gruppe B (diese hatten weniger Kontakt zum

Kind: 3 - 5 Std. tägl.) mehr Ausgrenzungsgefühle aus der Mutter-Kind-Dyade und eine Sehnsucht nach Nähe mit dem Kind benannten. Diese Sehnsucht wird aber oft aktiv vermieden, indem der Arbeitsalltag so organisiert wird, dass Nähe nicht zustande kommen kann. Väter beschrieben, einen abwesenden Vater und eine funktionalisierende Mutter, die den Sohn zum Ersatzmann machte, gehabt zu haben. Reiche erklärt die damit einhergehende Verunsicherung in der Geschlechterrolle der heutigen Väter und weist auf den unbewussten Wiederholungszwang hin, der dann bei einigen Vätern auftrat bzw. auftreten kann, indem diese Phänomene aus der Kindheit zwangsweise in der eigenen Vaterschaft wiederholt wurden bzw. werden (vgl. Reiche, 1998: 203 f). Neid und Eifersucht des Vaters können Reaktionen auf dessen Narzissmus sein, der die vollständige Liebe seiner Partnerin ungeteilt verlangt. Voraussetzungen für einen Wiederholungszwang werden erkenntlich, wobei sich der eingangs beschriebene Vater und dessen Ehefrau wiederum stark reflektiert darstellen, wodurch ein anderer Weg als der der Wiederholung möglich erscheint.

2.3 Die Emotionen bei Vater und Sohn während einer Trennungs- und Scheidungsphase

In diesem Kapitelabschnitt wird sich den Gefühlszuständen von Vater und Sohn während der Ehekonflikte, die auf eine endgültige Trennung und Scheidung hinauslaufen, gewidmet. Welche Emotionen fühlt der Vater während dieser Phase, was ließ ihn dazu bewegen, sich von der Familie bzw. dem Sohn abzuwenden und wie fühlt sich der Sohn, der sich dem bevorstehenden Verlassenwerden des Vaters bewusst wird?

„Die Qualität der Vater-Kind-Beziehung scheint – wie auch die jüngere Vaterforschung unterstreicht – vor allem durch die Beziehungsqualität der väterlichen Partnerbindung, also in der Regel der Elternbeziehung, beeinflusst zu sein; im Unterschied zur Qualität der Mutter-Kind-Beziehung, die sich gegenüber den Wechselfällen des ehelichen Zusammenlebens als wesentlich stabiler erweist“ (Herlth, 2002: 592). Positive Vater-Sohn-Beziehungen sind daher bei erheblichen Ehekonflikten, während Trennungs- und Scheidungsphasen, nahezu ausgeschlossen. Der Konflikt mit der Partnerin wirkt sich auch auf die Interaktion mit dem Sohn aus. Während die Mutter ihre Gefühle zwischen dem Paarkonflikt und einer folgenden Mutter-Sohn-Interaktion trennen kann, ist der Vater bei der Interaktion mit dem Sohn noch vollständig emotional gefangen in dem zuvor erlebten Paarkonflikt, was folglich zu einem Qualitätsverlust der Vater-Sohn-Beziehung führen muss. Petri beschreibt die

Ohnmachtgefühle des Vaters und analysiert, dass die mütterliche Macht bei traditionellen Familien vor allem innerfamiliär, während die Macht der Väter durch Privilegien außerhalb der Familie, begründet ist. Er zählt verschiedene Ohnmachtgefühle in der Vaterschaft auf, die mit einem Gebär- und Brustneid beginnen und sich aufgrund der wechselseitigen Koalition zwischen Mutter und Sohn verstärken können, indem der Sohn stets Partei für die innerhalb der Familie machtvollere Mutter ergreift und Absprachen über den Kopf des Vaters hinwegfallen. Väter können diese Barrieren zum einen durch eine konstante emotionale Zuwendung zum Jungen, zum anderen durch ein unbeirrbares Interesse am äußeren Schicksal des Sohnes brechen. Die Ungewissheit der Väter verhindert dies aber allzu oft und Väter reagieren auf die Mutter-Sohn-Dyade mit Eifersucht, gefolgt von innerer und äußerer Abwendung oder/und mit Zorn und Gewalt, was die Dyade nur noch mehr verstärkt, ebenso wie den Spalt in der Vater-Sohn-Beziehung (vgl. Petri, 1997: 163 ff). Daraus werden mögliche auslösende Momente für massive Ehekonflikte und für eine nachfolgende Trennung und Scheidung ersichtlich, wie z.B. die Unwissenheit des Vaters über Vaterschaft und Jungensozialisation bzw. -entwicklung, Eifersucht, Neid auf die Partnerin in ihrer Rolle als Mutter und Frau. Die Eifersucht wird kompensiert durch Macht- und Bestätigungseinholung im außerfamiliären Umfeld, jedoch nicht durch ein gezieltes Ansprechen der verletzten Gefühle zwischen den Eltern. Seine inneren Verletzungen bzw. der Neid sowie die Eifersucht können sich in Wut und Aggressionen gegen den Sohn und die Mutter entladen oder/und den kompletten Rückzug des Vaters aus der Familie bewirken, der den Verlust z.B. durch eine Liebesaffäre mit einer anderen Frau kompensiert, um Verlassensschmerzen verdrängen zu können. In diesem Fall verhindert das Unaussprechen der wahrgenommenen, verletzten Gefühle und Bedürfnisse einen produktiven Kompromiss in der Partnerschaft. Würde der Vater mit der Partnerin über seine Gefühle und Bedürfnisse diskutieren, würden sich mehr Freiräume finden lassen, damit die Liebe zur Partnerin als auch zum Sohn ihren Platz und ihre Zeit bekommen könnte. Der Sohn ergreift durch die emotional stärkere Bindung zur Mutter Partei gegen den Vater, um sich entscheidend abgrenzen und eine eigene Identität entwickeln zu können. Der Sohn möchte aber auch einen emotional stützenden Vater, der Interesse an der inneren und äußeren Entwicklung des Sohnes bekundet und auf gar keinen Fall die Ablösung des Vaters aus der Familie, bzw. die Trennung und Scheidung. Der Vater hat eigentlich keinen Rückzug aus der Familie im Sinn, fühlt sich aber, aufgrund der innerfamiliären Zurückdrängung und des mangelnden Vaterschafts- und Entwicklungsverständnisses zu einer Trennung und Scheidung bewogen. Dies ist die Reaktion des Vaters auf das machtvolle, wechselseitige Koalisieren zwischen Ehefrau und Sohn und den damit verbundenen Ohnmachtgefühlen des Vaters.

Die Macht-Ohnmacht-Dialektik in der Elternbeziehung selbst und in ihrer Rivalität um die Gunst des Kindes entstammt aber nicht nur aktuellen Interessenkonflikten und Widersprüchen innerhalb der Familie. Mit ihr wird zugleich wiederholt, was die Eltern als Erbe ihrer eigenen Kindheit verinnerlicht haben und unbewußt in die Gegenwart transportieren. [...] Zu den Fluchtmechanismen gehören am häufigsten Kontaktabbrüche, Rückzüge bis zur völligen Isolierung von der Familie und innerseelische Verarbeitungsformen, die als Erschöpfung, Schlafstörungen, Depressionen oder in anderen psychosomatischen Symptomen in Erscheinung treten können. (Petri, 1997, 167 f.)

Die verdrängten, unverarbeiteten Bilder und Emotionen aus der eigenen Kindheit treten beim Vater wieder auf, er spürt z.B. dieselbe Macht-Ohnmacht-Balance aus seiner Kindheit in der Beziehung zur Mutter und der Nicht-Beziehung zum Vater. Der Vater verdrängt als Abwehrmechanismus die hochkommenden Emotionen und Erinnerungen durch die mögliche Wiederholungstat seiner eigenen Eltern, dem stärker aufkeimenden Paarkonflikt mit zunehmender Sündenbockfunktion des Jungen und der daraus folgenden Trennungs- und Scheidungsphase bis zum vollständigen Kontaktabbruch bzw. Rückzug in Form von Trennung und Scheidung. Ein innerer ansteigender Leidensdruck verhindert das emotional authentische Nahsein zum Sohn und die Gefühlsoffenbarung zur Partnerin, weil in den Augen des Vaters beide verantwortlich für sein neuerliches Erleben längst bewältigt geglaubter Kindheitstraumata und Traumatisierungsschmerzen sind. Die für den Vater mögliche Bewältigungsform erscheint ihm in der Form der Verdrängung durch die Ablösung von der Familie, wenngleich diese Form persönlich unteroptimal ist. Optimaler wären therapeutisch-psychologische Beratungssitzungen (Einzel- und Familientherapie mit Aufarbeitung und Bewusstwerdung von Traumatisierungen aus der eigenen Kindheit und deren Auswirkungen und Wiederholungen in der eigenen Familie).

Der Sohn steckt zwischen den sich streitenden Eltern in einem Dilemma, denn einerseits ist er gezwungen, sich vom Vater abzugrenzen und sich mit dem stärksten innerfamiliären Elternteil (der Mutter) zu identifizieren bzw. Partei zu ergreifen. Auf der anderen Seite will er unbedingt die Trennungs- und Scheidungsphase verhindern, indem er beispielsweise die Eltern vom Paarkonflikt abwendet, indem er durch Symptombildung auffällig erscheint.

Die Erziehungsfaktoren, die bei der Entwicklung eines aggressiven Reaktionsmusters wirken, sind nicht unabhängig von dem Verhältnis der Erwachsenen in der Familie untereinander. Häufige Konflikte, Zwietracht und offene Auseinandersetzung zwischen den Eltern – ob sie zur Scheidung führen oder nicht – werden unsichere Beziehungen für die Kinder verursachen und zur Anwendung weniger geeigneter Methoden der Kindererziehung führen, [...]. Jedenfalls sollten Eltern, um Schaden zu vermeiden, sich beherrschen und das Kind nicht als Verbündeten in Auseinandersetzungen mit der anderen Partei einbeziehen. (Olweus, 2002: 50)

Mit Hilfe der (aggressiven) Symptome bewirkt der Junge, dass die Eltern wieder zueinander finden müssen, um ihm gemeinsam zu helfen und die Genesung seiner Symptomatiken zu bewirken (s.a. Kapitelpunkt 3.4). Der Sohn spürt ebenfalls eine starke Verantwortung und Schuldigkeit für den Trennungs- und Scheidungskonflikt der Eltern, weil er sich der Parteilagerung pro Mutter contra Vater bewusst wird und nun meint, verantwortlich für den Rückzug des Vaters bzw. die Trennungs- und Scheidungsphase der Eltern zu sein. Der Sohn muss sich für die Ausbildung der eigenen Identität von der Mutter und von dem Vater abgrenzen. Wenn der Sohn die Andersartigkeit seines Geschlechtes mit dem der Mutter erkennen und ausbilden will, muss er sich im Verlauf seiner Entwicklung verstärkt von der Mutter trennen und die Nähe zum Vater suchen, da dieser als gleichgeschlechtliches Modell fungiert. Gerhardt Amendt knüpft daran an und verweist auf die schwierige Situation des Jungen im Falle eines Trennungs- und Scheidungsprozesses, da dieser einerseits den Wunsch nach verstärkter Nähe zum Vater spürt und gleichzeitig aber fühlt, dass bei seinen gezeigten Vaterzuneigungen die Mutter wiederum z.B. mit geäußerter Wut, liebloser Reaktion, den Sohn als Verräter darstellend reagiert. Infolgedessen ist es oftmals der Fall, dass sich der Sohn vom Vater stärker abwenden muss, will er nicht die gleiche Abneigung, den gleichen Hass der Mutter aushalten, den sie auf den Vater hegt. Die von der Mutter vermeintlich gehaltenen Liebesbekenntnisse des Sohnes, der äußert, an der Seite der Mutter bleiben zu wollen, sind dann nichts anderes als dessen Ängste und selbstschützenden Unterwerfungen (vgl. 1999: 95). In traditionellen Familien hat der Sohn zudem im Laufe seiner Entwicklung in der Familie höchstwahrscheinlich eine quantitativ wie auch qualitativ präzisere Mutter erlebt und infolgedessen eine emotional stärkere Bindung zu ihr entwickelt. Das Positionieren des Sohnes im Falle eines Trennungs- und Scheidungskonfliktes wird zwangsläufig pro Mutter ausfallen müssen, da der Junge ein klareres Bild vom innerfamiliären Leben mit der Mutter vor Augen hat, als eines mit dem Vater, der aufgrund seiner Erwerbstätigkeit viele Stunden täglich von der Familie abwesend war, im Gegensatz zur Mutter als Hausfrau. Der Sohn wird jedoch in einer Trennungs- und Scheidungsphase nicht rational gegenüberstellen können, für welchen Elternteil er sich zu entscheiden hat bzw. bei wem er sozialisationsbedingt besser aufgehoben ist. So erklären auch Largo/Czernin, dass jedes Kind sich gewiss ist, dass die Ehe der Eltern sowie die Beziehung zu beiden Elternteilen auf Ewigkeit unzerrüttbar Bestand haben wird. Daher sind die Kinder stark verunsichert, aufgrund der durch den Ehekonflikt angespannten Situation in der Familie, zudem wenn sie sich vorstellen sollen, dass ein Elternteil sie verlässt, weil sie Angst haben, den gehenden Elternteil (den Vater) ganz zu verlieren oder neben dem ausziehenden Elternteil auch den bleibenden zukünftig zu verlieren. Darüber hinaus trauen die

Kinder den beschwichtigenden Worten der Eltern nicht, weil bei den Eltern durch das emotionale Ungleichgewicht negative Emotionen mitschwingen, die die Kinder deutlich spüren und gegen sich selbst richten, indem sie denken, dass sie von den Eltern abgelehnt werden und verantwortlich für den Konflikt und die bevorstehende Trennung und Scheidung sind. Emotional kämpfen die Kinder nicht nur gegen die Gedanken einer vollzogenen Trennung der Eltern, sondern auch für den Erhalt der Familie, wollen den Vater nicht gehen lassen, können sich die Situation gedanklich schwer bis gar nicht positiv ausmalen (vgl. Largo/Czernin, 2003: 25 ff.). „Typische in der Scheidungsliteratur beschriebene *emotionale Reaktionen* von Kindern auf die Scheidungssituation sind Angst vor Verlassenwerden, Wut, Trauer, Schuldgefühle, Störungen des Selbstwertgefühls, Loyalitätskonflikte und ein allgemeines Mißtrauen in die Verlässlichkeit menschlicher Beziehungen“ (Bauers, 1997: 40). Der Sohn steckt in einer emotionalen und elterlichen Zwickmühle, weil er sich weder vom Vater noch von der Mutter trennen möchte, zugleich aber spürt, dass der eheliche Konflikt unweigerlich auf eine Trennung und Scheidung hinausläuft, und die Eltern einerseits eine klare Positionierung zu einem Elternteil von ihm erwarten bzw. verlangen oder aber eine elternfreundliche Reaktion auf das spätere Verlassen eines Elternteiles. Der Sohn spürt auch die verletzten Gefühle des Vaters, wenn dieser ihm sachlich zu erklären versucht, dass sich durch seinen Weggang nichts ändern wird und möchte dem Vater nicht noch mehr Leid zugefügt wissen, sondern möchte alles beim alten behalten, schon gar nicht den Vater durch eindeutige Position zur Mutter noch mehr verletzen.

Mathilde Fatke-Müller verdeutlicht mit einem Familienbeispiel (Mutter, Vater und zwei Söhne) die Dramatik beim jüngsten Sohn, der mit einer möglichen Trennung und Scheidung, die unausweichlich geworden ist, konfrontiert wird. Der Sohn ist nicht in der Lage, direkt über seine Gefühle und Ängste zu sprechen, er spricht stattdessen indirekt mit Hilfe von durch Tierpuppen nachgestellten Szenen und demonstriert die Angst, den Vater verlieren zu können, wenn dieser die Wohnung und anschließend die Familie bzw. den Sohn verlässt. Der Sohn veranschaulicht, dass er sich dann mit Hilfe der Ablösung von der Mutter in dessen Jugendphase aufmachen will, den Vater zu suchen, um dann mit ihm eine Zeit gemeinsam leben zu können. Bei einer Darstellung zweier seilziehender Bären, einer davon wird von einem Kindbären unterstützt, interpretiert er: „Vater und Mutter und Kind machen Seilziehen. Mutter und Kind gewinnen. Der Vater haut ab. Dann geht es der Mutter und Kind nicht gut. Der Sohn ist am meisten betrübt, weil der Vater nicht mehr da ist“. Er positioniert sich mehr pro Mutter, während sich der ältere Bruder mehr pro Vater positioniert, weil er die Niedergeschlagenheit und die emotionalen Wunden des Vaters spürt, ihm in Zukunft nahe stehen und weiteren Schaden vom ihm abwenden will, da der

Vater im Zuge der Trennungs- und Scheidungsphase an Depressionen erkrankt ist. Diese konnte er nicht vor den Kindern verbergen, die ihn dann emotional gestützt haben. Der Vater kam nur mit therapeutischer Hilfe aus diesem Tief (vgl. Fatke-Müller, 2001: 25 ff.).

Daraus läßt sich folgern, daß eine – aus der Sicht des Kindes – >> gute << Vater-Kind-Beziehung eine funktionierende Ehe ebenso voraussetzt wie ein hohes Maß an väterlicher Haushaltsbeteiligung und an väterlicher Sensitivität, wobei letztere auch für eine modernisierte Geschlechtsrollenorientierung steht, die hier Familienorientierung genannt wurde. Die ebenfalls berücksichtigten Merkmale der Ehequalität zeigen, dass neben einer ehezufriedenen Mutter gerade das Gelingen des kommunikativen Austausches zwischen den Partnern die Basis funktionierender Vater-Kind-Beziehungen ist. (Herlth, 2002: 604)

2.4 Die Emotionen bei Vater und Sohn nach einer elterlichen Trennung und Scheidung

Von den ca. 2,4 Millionen Kindern, die bei Alleinerziehenden aufwachsen, sind etwa die Hälfte Jungen. Nur ca. 240.000 von ihnen leben mit einem alleinerziehenden Vater zusammen. Alle anderen knapp 1 Million Jungen erleben zu wenig reale Männlichkeit in ihrem Leben. Den Jungen fehlt das Vorbild, [...] ein konkretes Identifikationsangebot. (Beuster, 2006: 34 f.)

Dabei darf nicht übersehen werden, dass 240.000 Jungen bei einem alleinerziehenden Vater leben. Wenn man das derzeitige Väterverhalten insgesamt betrachtet, so ist festzustellen, dass immer mehr Väter ihrer Pflicht nachkommen und den Kontakt zum Kind (Sohn) auch im Falle von Trennung und Scheidung einfordern und alleinerzieherisch bewältigen. Pollack gibt an, dass die Beteiligung des Vaters an allen Familienangelegenheiten innerhalb der letzten 10 Jahre um 20 % angestiegen ist und Väter heutzutage 30 % ihrer Zeit für Tätigkeiten nutzen, die einen familiären Bezug darstellen, bei Müttern demzufolge 70 % (vgl. 2001: 159). Bei aller berechtigten Euphorie ist die Anzahl der Jungen mit zu wenig bis gar keinem Kontakt zum Vater nach den genannten Zahlen von Beuster 4-mal so hoch. Pollack bezieht sich auf Mark Bryan von der Harvard Graduate School of Education, der auf die verlorenen Väter hinweist, weil 50 % aller Väter die Kinder nach einer Scheidung nur noch 1-mal im Jahr sehen und 30 % äußerst selten bis niemals. Diese Söhne wünschen sich noch bis in die Erwachsenenphase neue Kontakte zu ihren Vätern. Pollack sieht in diesen Vätern Deprimiertheit und Verwirrung nach einer Trennung vom Sohn. Nach einer Wiederauflebung der Vater-Sohn-Beziehung fühlen sich Väter wohler und bei den Jungen bessert sich der mentale und emotionale Zustand (vgl. Ebd.: 167).

Benard/Schlaffer geben exemplarische Falldarstellungen von Vätern, die sich von der Partnerin getrennt (geschieden) hatten und den diesbezüglichen Auswirkungen auf die Söhne. So wird von einem Jungen berichtet, dessen Vater mit ihm ausgeht, allerdings nur eine Kinokarte für den Sohn kauft, damit dieser alleine den Film anschauen kann. Auf die verwunderte Nachfrage des Sohnes, wird dieser angeherrscht, ob er noch ein Kindermädchen brauche oder vielleicht Angst im Dunkeln hätte. Der Junge geht daraufhin alleine ins Kino, verlässt den Film vor dem Ende, geht kreuz und quer durch die Stadt auf der Suche nach dem Vater, bis er vor dessen Geschäft stehen bleibt und sich mögliche Reaktionen ausmalt, wenn dieser ihn hier erblickt. Er ergreift die Flucht, rennt zur Mutter, verlangt nach Trost und Aussprache seiner ambivalenten Gefühle. Ein anderer Junge hat Geburtstag und ist in Erwartung des Vaters, denn erst bei dessen Erscheinen soll ein bestellter Clown mit seinem Programm beginnen. Der Vater, der sich von der Ex-Partnerin getrennt hat, erscheint aber nicht und sagt auch nicht ab. Der Clown beginnt, der Sohn verkriecht sich in seinem Bett, will nicht mehr und nie wieder Geburtstag feiern. Er erklärt der Mutter, dass er den Vater die ganze Woche zuvor angeschrieben, angerufen und auf den Anrufbeantworter gesprochen hat, ohne Resonanz. Ein weiterer Junge erfährt für seine Malfähigkeiten Geringschätzung vom Vater, denn er zeigt ihm mit Stolz die Bilder, die in seinem Zimmer hängen und neu entstanden sind. Der Vater macht sich über ein Bild besonders lustig, bezeichnet einen Reiter auf einem Pferd als „abgebundene Knackwurst“. Der Junge nimmt prompt alle Zeichnungen ab und hängt nie wieder eine auf. Ein vierter Vater schlägt seinem Jungen dessen Schirmmütze vor den Augen seiner Freunde vom Kopf und macht sich über seine hochgezogenen Socken sarkastisch lustig, bezeichnet ihn abfällig als Clown (vgl. 1994: 83 ff.).

Es muss relativierend festgehalten werden, dass nicht alle Väter nach einer Trennung und Scheidung in dieser Art handeln, und mit Sicherheit würde es bei den Beispielv Vätern und -söhnen auch positive Interaktionsbeispiele geben. Bei diesen Beispielen überwiegen allerdings die negativen Situationen in der Vater-Sohn-Beziehung aufgrund der Trennung und Scheidung der Eltern. Besonders deutlich wird, wie wichtig es gerade für Jungen ist, den Kontakt zum Vater aufrecht zu erhalten und eine positive Wertschätzung durch dessen Äußerungen und Sichtweisen zu erhalten. Hantel-Quitmann beschreibt die besondere Stellung des Vaters für den Sohn im Falle einer Trennung und Scheidung, indem gerade bei Nichtkontakt zwischen Vater und Sohn die „lebenswichtige kompensatorische Funktion der Fantasie“ genannt wird. „Je abwesender der Vater in der so genannten äußeren Wirklichkeit, desto anwesender, bedeutsamer, überhöhter, grandioser wird der Vater in der inneren Wirklichkeit eines Jungen. Wer diese innere kompensatorische Rolle der Fantasie

unterschätzt und meint, ein Junge braucht keinen Vater, [...] der weiß nicht, was in den Kindern vor sich geht“ (Hantel-Quitmann, 2006: 3). Hieran wird erkenntlich, wie wichtig feinfühliges Handeln der Väter ist, wenn sie z.B. während der Besuchs- und Umgangskontakte mit den Söhnen spielen und kommunizieren. Ein rigides, temperamentvolles und aggressives Agieren lässt dann nicht nur die Vorstellung eigener Grandiosität zerplatzen, sondern noch viel mehr die über den Vater.

Verhaltensweisen der Väter, z.B. sich vom Sohn abzuwenden, sind umso erstaunlicher, wenn man Fallbeispiele und Zahlen zur Gefühlswelt von Scheidungsvätern betrachtet. Frank Beuster erklärt, dass fast jede zweite Ehe in Deutschland geschieden wird, die meisten Jungen nach einer Scheidung bei der Mutter aufwachsen, weil viele Väter die Betreuung der Kinder nicht leisten wollen, können oder sollen. 20 % aller Mütter erziehen ihre Kinder ohne deren Väter, was bedeutet, dass jede fünfte Frau mit einem Kind unter 15 Jahren alleinerziehend ist. Fast 20 % aller Kinder leben in Deutschland in Einelternfamilien. Von den rund 3 Millionen Alleinerziehenden sind 80 % Frauen, die sich dazu freiwillig entschlossen haben oder dazu gezwungen wurden (vgl. 2006: 11). Diese Zahlen sind einerseits eindrucksvoll, geben aber andererseits noch keine genaue Auskunft über die Lage der Väter und es entsteht der Eindruck, dass viele der heutigen Väter „Verrat“ an ihren Söhnen (Kindern) ausüben und auch an ihren Ex-Partnerinnen, da diese in ihrer Erziehungsverantwortung alleine gelassen werden.

Prof. Dr. Gerhard Amendt hat zu dem Thema Scheidungsväter eine Forschung betrieben und z.B. nach ihren Gefühlen und Kontakthäufigkeiten zum Kind nach einer Trennung und Scheidung gefragt. Zu dieser Studie wurden insgesamt 3600 Scheidungsväter schriftlich und mündlich befragt. Die Erhebung aus den Internetbefragungen (Fragebögen) dauerte über 1,5 Jahre (vgl. 2004: 9 f.).

Tab. 2.1: Wie oft haben Sie derzeit Kontakt zu ihren Kindern?

	Anzahl	Spaltenprozent
Jedes Wochenende	520	15,6
Jedes zweite Wochenende	1328	39,9
Einmal im Monat	345	10,4
Einmal in drei Monaten	123	3,7
Zwei- bis dreimal im Jahr	107	3,2
Nur zu besonderen Anlässen	66	2,0
Nur telefonischen Kontakt	52	1,6
Keinen Kontakt mehr	788	23,7
Gesamt (gültige Antworten)	3329	100,0

Quelle: Amendt, 2004: 209

Tabelle 2.1 gibt an, dass bei 3329 gültigen Antworten, die von Scheidungsvätern stammen, 39,9 % jedes zweite Wochenende Kontakt zu ihren Kindern hatten. Die zweithöchste Prozentzahl betraf diejenigen, die gar keinen Kontakt mehr hatten. 15,6 % sahen ihre Kinder jedes Wochenende. Wenn man die Zahlen der Nicht- und seltenen Kontakte in Bezug auf die dahinter stehenden Kinder betrachtet, dann ist die Anzahl der Nicht-Kontakte zu hoch, da auch ein evtl. schlechter leiblicher Vater besser ist, als gar kein leiblicher Vater.

- ◆ 65,3 % aller Väter, die keinen Kontakt zu ihren Kindern mehr haben, wurde kein Umgangsrecht eingeräumt.
- ◆ Nach der Trennung kam es vor allem bei Scheidungsvätern ohne Kontakt zu zahlreichen Konflikten mit ihrer Exfrau. Diese Männer geben überdurchschnittlich häufig an, dass die Expartnerin die Kinder gegen sie aufhetzt, die Umgangsrechte boykottiert, nicht mehr mit ihnen sprechen will und sich nicht an Scheidungsvereinbarungen hält. [...]
- ◆ Väter ohne Kontakt zahlen deutlich häufiger keinen Unterhalt für die Kinder als Väter mit Kontakt. Die Zahlungen wurden überdurchschnittlich häufig keineswegs gleich nach der Trennung eingestellt, sondern oft erst nach mehr als zwei Jahren.
- ◆ [...] Scheidungsväter ohne Kontakt zahlen überdurchschnittlich häufig nicht, weil sie die Kinder nicht sehen dürften (46,7 %) und / oder der Unterhalt grundsätzlich zu hoch sei (39,6 %). (Amendt, 2004: 212 f.)

Tab. 2.2: Kontakthäufigkeit nach Initiator der Scheidung

Wer hat die Scheidung eingereicht?		Kontakthäufigkeit			
		Regelmäßiger Kontakt	Seltener Kontakt	Kein Kontakt	Gesamt
Ich	Anzahl	497	162	195	854
	Spaltenprozente	36,2	32,1	33,1	34,6
Meine Frau	Anzahl	672	284	352	1308
	Spaltenprozente	48,9	56,2	59,7	53,0
Beide gemeinsam	Anzahl	205	59	43	307
	Spaltenprozente	14,9	11,7	7,3	12,4
Gesamt (gültige Antworten)	Anzahl	1374	505	590	2469
	Spaltenprozente	100,0	100,0	100,0	100,0

Quelle: Amendt, 2004: 210 f.

Tabelle 2.2 besagt, dass die Mütter diejenigen waren, die am häufigsten eine Scheidung einreichten. War die Frau die Initiatorin der Scheidung, kam es in diesen Fällen zu der höchsten Zahl von regelmäßigen, seltenen und gar keinen Kontakten der Väter zu den Kindern. Väter sahen ihre Kinder regelmäßiger, wenn sie selbst die Scheidung einreichten oder nach gemeinsamer Einreichung mit der Ehefrau. Wenn einer von beiden die Scheidung einreichte, gab es insgesamt vor allem folgende Möglichkeiten: entweder regelmäßigen oder gar keinen Kontakt, da die Zahlen für seltenen Kontakt am niedrigsten sind.

Tab. 2.3: Kontakthäufigkeit nach Empfindungen zur ehemaligen Partnerin

Was empfinden Sie heute noch für ihre ehemalige Partnerin?	Kontakthäufigkeit				
	Regelmäßiger Kontakt (n = 1753)	Seltener Kontakt (n = 614)	Kein Kontakt (n = 783)	Gesamt (n = 3150) (gültige Antworten)	
	Spalten%	Spalten%	Spalten%	Anzahl	Spalten%
Ich liebe sie immer noch	18,5	21,7	30,5	697	22,1
Sie ist mir völlig gleichgültig	34,7	40,4	44,1	1201	38,1
Ich bin froh, sie los zu sein	41,0	38,6	29,4	1186	37,7
Ich wünsche ihr, dass sie glücklich wird	20,2	19,4	8,2	537	17,0
Ich bin eifersüchtig auf ihre neue Beziehung	11,0	7,5	6,6	290	9,2
Ich bin eifersüchtig, weil sie die Kinder hat	29,5	23,0	26,8	868	27,6
Ich fühle mich machtlos ihr gegenüber	24,2	23,9	29,8	804	25,5
Ich empfinde ihr gegenüber nur Aggressionen	11,9	15,6	22,5	481	15,3
Ich hasse sie	17,9	21,7	24,5	639	20,3

Quelle: Amendt, 2004: 213 f.

Interessant sind zudem die Zahlen der **Tabelle 2.3**, da 30,5 % der Väter angaben, ihre Ex-Partnerin immer noch zu lieben, obwohl kein Kontakt zu den Kindern bestand. Dies ist gleichzeitig der zweithöchste Prozentwert dieser Spalte; 44,1 % empfanden im Hinblick auf die Ex-Frau völlige Gleichgültigkeit. Gleichzeitig gaben in dieser Kategorie 29,8 % an, dass sie sich machtlos ihr gegenüber fühlten. 22,5 % empfanden nur Aggressionen und 24,5 % gaben an, sie zu hassen. Bei allen Vorbehalten gegenüber diesen Zahlen und ihrer Relativität, z.B. waren hier Mehrfachantworten möglich, Einschätzungen der Ex-Partnerinnen, Familienrichter zu den jeweiligen Fällen sind nicht ersichtlich, zeigen diese doch eine gewisse Dramaturgie bei den Vätern, die keinen Kontakt zu ihren Kindern hatten. Diese Väter wurden von einer ambivalenten Gefühlswelt geplagt, in dem sie einerseits ihre Ex-Partnerinnen noch liebten und nicht besonders froh über die Scheidungen waren. Andererseits empfanden diese Väter verstärkt Gleichgültigkeits-, Hass- oder Aggressionsgefühle ihr gegenüber. Väter mit regelmäßigen und seltenen Kontakten empfanden in Bezug auf die Ex-Partnerin positivere, zufriedenerere Gefühle. Der Kontakt zu den Kindern führt bei Vätern scheinbar zu positiven, realen Bildern ihrer derzeitigen Gesamtsituation.

Auch unter Kapitelpunkt 2.3 wurden Beispiele beschrieben, in denen Väter den Nähewünschen der Söhne während der Trennungs- und Scheidungsphase nicht nachkommen konnten. Dies gilt verstärkt nach einer vollzogenen Trennung und Scheidung. „In vielen Fällen ist diese Ursache ganz deutlich erkennbar. Vater-Sohn-Probleme können oft unschwer auf die Mann-Frau-Ebene zurückverfolgt werden, das Kind ist nur ein willkommener Anlaß, miteinander im Clinch zu bleiben“ (Benard/Schlaffer, 1994: 89). Dazu beschreibt Petri den aufkeimenden Komplex von Gefühlen der Schuld, der Scham und des Scheiterns. Das

Gefühl des Scheiterns beruht auf der Vorstellung des Vaters als ewiger Beschützer geordneter Familienverhältnisse für seine Kinder. Durch die Trennung und Scheidung wurde er dieser Verantwortung nicht gerecht, infolgedessen entwickeln sich Selbstwertzweifel. Ihm wird bewusst, dass er sein eigenes Idealbild von Vaterschaft und Selbstkonzept zerstört hat, was schwerste Gefühle von Scham hervorrufen kann. Das Schuldgefühl kommt deswegen zustande, weil der Vater die Scheidung als Verrat an den Kindern ansieht, umso mehr, je intensiver er die Kinder unter den Folgen der Trennung und Scheidung leiden sieht. Diese Gefühle können die Väter das gesamte weitere Leben verfolgen (vgl. Petri, 1997: 216 ff.). Diese inneren Komplexe verhindern nach der Scheidung oftmals eine positive, von verletzten Emotionen befreite Interaktion und Kontaktion mit dem Sohn, denn durch dessen Gegenwart wird sich der Vater seines „Verrates“ erst richtig bewusst, insbesondere wenn der Sohn seine eigene Traurigkeit mitteilt, für die sich der Vater verantwortlich fühlt. Gerhardt Amendt bestätigt die durch die Gefühlszustände ausgelöste, mögliche Verdrängung durch Kontaktabbruch zum Sohn. Amendt betont zudem, dass das Herausdrängen und der Kontaktabbruch des Vaters durch das mütterliche Verhalten verstärkt wird, indem die Mutter den Sohn nach einer Scheidung unbewusst auf die Position des Vaters hebt und ihn in dessen Rolle hineindrängt. Söhne fühlen sich einerseits hilflos, aber auch oftmals stolz über ihre neue Stellung neben der Mutter, die damit verbundene Narzissusbefriedigung und den Sieg über den vorher übermächtigen Vater. Väter spüren die machtvolle Dyade zwischen Sohn und Mutter und die damit verbundene Entwicklungsgefahr für den Sohn, sind aber durch die verletzten Scheidungsgefühle zu schwach um zu kämpfen, lassen sich relativ leicht, auch aufgrund der aggressiven Triebpotentiale der Söhne, aus dem weiteren Familiensystem herausdrängen, bis zum vollständigen Kontaktabbruch und einer dann meist relativ zügigen Flucht in eine neue Partnerschaft (vgl. 1999: 90 ff.).

In den meisten Fällen (s. Tab. 2.1 - 2.3) reicht die Frau die Scheidung ein und die Väter sind emotional mit stark ambivalenten Gefühlen zur Ex-Partnerin geprägt. Die Wunden der Beziehung sind nicht verheilt, die Ursachen der Trennung werden verdrängt, jedoch längst nicht aufgearbeitet. Der Kontakt zwischen Vater und Sohn reißt die durch Verdrängung entstandenen Mauern wieder ein und legt durch dessen Anwesenheit und Nachfragen stets die Finger in die offenen Wunden. Die aufkommende Wut wird am Sohn ausgelassen oder soll über den Sohn die Ex-Partnerin treffen, indem z.B. Vereinbarungen unterlaufen werden, Unterhalt nicht gezahlt wird, Jungen „gemästet“ werden. „Der Sohn gerät oft in das Psychoterror-Kreuzfeuer zwischen den Eltern oder wird als Schachfigur in einem Kampf

eingesetzt, der mit einer Trennung der Eltern noch lange kein Ende finden muss“ (Benard/Schlaffer, 1994: 80).

Die Hälfte aller weißen Jungen lebt mit einem alleinerziehenden Elternteil zusammen (meist mit der Mutter), drei Viertel aller afroamerikanischen Jungen sind in derselben Situation. Die meisten dieser Jungen sind unter 18. Zahlreiche Untersuchungen zeigen, daß Scheidungskinder für bestimmte Probleme anfälliger sind als Jungen aus intakten Familien. Der Autor S.H. Kaye berichtet, daß sie aggressiver sind, häufiger in der Schule fehlen und in Lesen und Mathematik schlechter sind. (Pollack, 2001: 438 f)

Der Rückzug und eine damit verbundene (völlige) Abwendung des Vaters von seinem Sohn symbolisieren ein aktives Strafen des Vaters. Söhne geben sich selbst die Schuld an einem väterlichen Rückzug und der Trennung und Scheidung der Eltern umso mehr, wenn dies auch noch von den Eltern beklagend geäußert wird. Söhne erleiden dann einen psychischen Niederschlag, der wiederum gravierende physische Auswirkungen haben kann.

Einige Untersuchungen sprechen dafür, daß Scheidungsreaktionen der Kinder auch geschlechtsabhängig sind, daß im allgemeinen Jungen stärker von den Auswirkungen der Konflikte betroffen sind als Mädchen. Einer der wesentlichsten Gründe hierfür liegt in dem Widerspruch, dem Jungen, die nach der Scheidung bei der Mutter leben, ausgesetzt sind: einerseits werden sie als Repräsentant des ungeliebten, ja gehassten Partners mit dem negativen Vaterbild identifiziert, andererseits werden sie von der Mutter in der Rolle des Partnerersatzes gebraucht und befinden sich so häufig in einer Beziehungsfalle. (Bauers, 1997: 40 f.)

Hieran wird die Tragik der Jungen nach einer Trennung und Scheidung der Eltern und dem Weggang des Vaters deutlich. Wenn der Junge sich im Verlauf seiner Entwicklung stärker von der Mutter zu lösen versucht, benötigt er verstärkt die Nähe des Vaters. Der Vater wird immer bedeutender, doch das durch die Scheidung negative Vater- bzw. Männerbild der Mutter kann die weiterführende, auszubauende Vater-Sohn-Beziehung verhindern. Der Sohn versucht sich von der Mutter zu lösen, die diesen Bestrebungen deutlich ablehnend gegenübersteht und ihm dies auch signalisiert. Der Sohn will es beiden Elternteilen recht machen, den Vater in seinem Trennungsschmerz nicht allein lassen und die Mutter durch sein Verhalten, seine Äußerungen pro Vater aber auch nicht verletzen, weil er Angst hat, sonst auch von ihr verlassen zu werden. Der Sohn hat Sehnsucht nach seinem Vater, gleichzeitig ist er enttäuscht über dessen rückziehendes, aufgebendes Verhalten. Der Sohn liebt seine Mutter, will ihr die seelischen Schmerzen nehmen, gleichzeitig ist er enttäuscht, dass sie den Vater hat gehen lassen. Der Sohn ist durch dessen Narzissmus von sich selbst angetan, überzeugt und in sich selbst verliebt. Gleichzeitig „verachtet“ er sich, gibt sich die

Schuld für die Trennung und Scheidung der Eltern, fühlt sich von sich selbst und beiden Eltern enttäuscht und verlassen.

Gottfried Maria Barth beschreibt die Auswirkungen einer Trennung und Scheidung für die Kinder, die sich auch nach Jahren das Zurückkommen des entfernt lebenden Elternteiles wünschen. Die Sehnsucht nach dem Vater und die Enttäuschung über das Ausbleiben des Kindeswunsches nach einer intakten Familie können, vor allem bei Jungen, schnell in Aggressionen umschlagen. Gleichzeitig versuchen Kinder den eigenen Trennungsschmerz und den der Mutter zu bewältigen, in dem sie sich mit dem sorgeberechtigten Elternteil identifizieren und den abwesenden Teil ablehnen. Die unausweichliche Gefühlsdynamik, entstanden durch Gefühle von Sehnsucht, Hass, Schuld und tief greifender Selbstentwertung, entstanden durch den Verlust des Vaters und die gleichzeitige Erkenntnis des durch die kindliche Ablehnung leidenden Vaters, können sich zu ernsthaften psychischen Störungen manifestieren, die sich in Selbstwertproblematiken bis hin zu Selbstverletzungen zeigen (vgl. 2001: 45 f.). An dieser Stelle muss eingeschoben werden, dass Jungen in solchen Fällen ihre Aggressionen nach außen wenden, Mädchen hingegen gegen sich selbst. Beispielhaft analysiert Klosinski die Loyalitätsproblematik eines Sohnes mit beiden Elternteilen und den daraus folgenden Auswirkungen. Dieser Junge hatte Angst, den einen Elternteil zu verlieren, wenn er sich offen zu dem anderen bekannte. Das lag vor allem an der konflikthaften Verstrickung der geschiedenen Eltern und an deren verachtenden Äußerungen und Reaktionen, wenn er positiv vom anderen Elternteil bzw. Interaktionen zwischen beiden berichtete, dies geschah vor allem nach Besuchswochenenden beim Vater und der Nichtduldung positiver Kindesäußerungen über den Vater von Seiten der Mutter. Die Mutter torpedierte die Annäherungsversuche zwischen Vater und Sohn, der Vater wiederum reagierte impulsiv, gewalttätig auf diese mütterlichen Bestrebungen. Der Junge stellte durch szenische Zeichnungen die Aggressionen zwischen den Eltern und sich selbst als Beschützer und umsorgende Person beider Elternteile dar, wodurch nach Klosinski eine gewisse Parentifizierung indiziert werden konnte. Auch nach über 6 Jahren Trennung und Scheidung wünschte sich dieser Junge noch immer ein Zusammenleben als triadische Familie unter einem Dach. Infolge des zähen elterlichen Kampfes entwickelte der Sohn aggressive und psychosomatische Symptome (vgl. 2001: 104 ff.).

Zwischen den vorstehenden Zeilen lassen sich Andeutungen erkennen, die die Wichtigkeit von Vätern im Leben ihrer Jungen erkennen lassen. Im folgenden Kapitel wird sich daher u.a. der positiven Bedeutung von Vätern allgemein, aber auch mit weiteren Hinweisen auf aggressive Jungen zugewandt, die in Kapitel 4 vollständige Beachtung erhalten.

3. Die Bedeutung anwesender und abwesender Väter für die Entwicklungen und Verhaltensweisen der Söhne

3.1 Positive Vaterbedeutung von der frühen Kindheit bis zur Adoleszenz

Pollack analysiert, dass Jungen, die in der frühen Kindheit einen nahen Kontakt zum Vater hatten, von dieser grundlegenden Beziehung lange profitieren. Er geht auf Hardesty und ihre Forschungsgruppe von der Morehead State University in Kentucky ein, die bei Jungen im Alter zwischen 7 - 12 Jahren herausfanden, dass sie in der Lebensgestaltung und Erwartungshaltung dem anderen Geschlecht gegenüber flexibler sind, wenn sie auf eine innige Vaterbeziehung zurückgreifen konnten. Pollack zieht auch eine Studie der University of Santa Clara heran, bei der diejenigen Erstklässler mehr Einfühlungsvermögen aufwiesen, deren Väter sich an der Erziehung aktiv beteiligten. Bei einer weiteren Untersuchung in Alabama bestätigten sich Thesen, dass die untersuchten Vorschulkinder aufgrund der Erziehungsbeteiligung der Väter ein stärkeres Selbstwertgefühl und weniger Depressionsneigungen hatten (vgl. 2001: 146).

Die Väter gewinnen demnach nicht erst im Verlauf der Sohnentwicklung an Bedeutung, sondern bereits in der frühen Kindheit. Bei einigen Vätern existiert die Vorstellung, sie wären frühestens ab dem Zeitpunkt von Bedeutung, in dem das Kind zu sprechen und zu laufen beginnt. Jean le Camus weist auf die Wichtigkeit des Vaters hin, indem er ihm Lenkungsfunktionen seiner erzieherischen Rolle und darüber hinaus die vorbereitende Bewirkung der sozialen Eingliederungsfunktion zuschreibt. Der Vater ist für die Vielfalt von kindlichen Verhaltensweisen verantwortlich, vor allem durch das Spielen, womit ihm die Rolle des Förderers und Trainers bestimmter Fähigkeiten für spätere Beziehungen zu anderen Kindern zukommt (vgl. 2001: 45 f.). Prof. Dr. Süß bestätigte im Seminar über Bindungsentwicklung, dass die Bindungsforscher neben einer feinfühligem Mutter auch einen spiel-feinfühligem Vater für unerlässlich erachten, wenn das Kind eine sichere Bindung zu beiden Elternteilen aufbauen will.

Wichtig sind die Qualitäten der Beziehung, die in der Beziehung inhärenten Gefühle und Identifikationen. [...] Die Qualität eines Menschen für einen anderen erschließt sich nur über dessen innere Bedeutungsmuster, seine emotionale und personelle Wertigkeit. So können sogar abwesende und aus weiblicher Sicht wenig sorgende Väter für die Kinder immense Bedeutung erlangen. [...] Väterliche Sorge muß wesentlich aus der Perspektive des Kindes gedacht werden. Kinder brauchen Sorge und Liebe. Beide Dimensionen haben ihren Ausgangspunkt im Kind bzw. in den kindlichen Entwicklungsbedürfnissen. (Hantel-Quitmann, 2006: 2)

Pollack beschreibt diesbezüglich sein Gespräch mit einem 49-jährigen Afroamerikaner und dessen Kindheitserinnerungen zum Vater. Der Mann erinnerte sich daran, dass sein Vater kein großer Redner war, aber in Zeiten, in denen er sich emotional verstört in sein Zimmer zurückzog, kam der Vater und tröstete ihn durch Rückenmassage. Der Vater musste die Worte „ich liebe dich“ gar nicht aussprechen, der Junge fühlte die Liebe. Er erinnerte sich an das kräftige, wohltuende, sanfte Gefühl der Massage und fühlte sich vom Vater anerkannt, verstanden und wertgeschätzt (vgl. 2001: 149). Die spielerische Interaktion zwischen Vater und Sohn ist demnach überaus entscheidend für dessen positive geistige, seelische und soziale Entwicklung. Der Sohn spürt den Vater als eine Person, auf die er sich verlassen kann, auf die er in emotionalen Notsituationen zurückgreifen kann und sich an seiner Seite beruhigen kann, um nach Beruhigung wieder explorieren zu können. Ohne die spielerische Feinfühligkeit (Interaktion u. Spiel) haben Jungen später Schwierigkeiten, soziale Beziehungen einzugehen, weil das Ausprobieren von Inkontakttreten mit anderen Personen nicht modellhaft eingeübt wurde, differenzierte Rollen innerhalb des Spiels nicht exemplarisch eingeübt wurden. Somit fehlt diesen Jungen später ein Hineinversetzen in den Anderen (den Gegenüber), was zu Grenzüberschreitungen auf die Anderen führen kann, da den Söhnen, durch das Fehlen der spielfeinfühligsten Väter, nun auch selbst diese Feinfühligkeit gegenüber Dritten fehlt. Hauen, Schubsen, Spielsachen an sich reißen und nicht wieder hergeben, können dann im Kindergarten die Folge sein. Gleichwohl steht außer Zweifel, dass die symbiotische Beziehung zwischen Mutter-Sohn gerade in den ersten Lebensmonaten bzw. -jahren von höherer Intensität geprägt ist, als die zum Vater. Die Mutter ist daher die 1. Bezugsperson in der frühen Kindheit, an zweiter Stelle kommt der Vater und danach andere Verwandte, meist die Großeltern.

Rogge/Mähler verweisen auf eine Untersuchung der Universität Regensburg aus dem Jahr 2000, in der Psychologen das Spielverhalten der Väter mit Kindern im Kleinkindalter untersuchten und dies 16 - 22 Jahre später wiederholten. Es zeigte sich, dass die Feinfühligkeit des Vaters beim Spiel eine Beeinflussung des späteren jungen Erwachsenen, bezogen auf dessen Verhalten, ihrem bzw. seinem Partner gegenüber ermöglichte. Kinder von feinfühligsten Vätern hatten demnach weniger Probleme in Partnerschaften als Kinder von nichtfeinfühligsten Vätern (vgl. 2003: 49).

Aigner geht auf die hohe Bedeutung ein, die der Vater erlangt, indem er dem Sohn in der ödipalen Phase verhilft, sich von der Mutter zu lösen, um einer „Übermutterung“ zu entgehen. Der Vater hilft dem Sohn bei der „Desidentifikation“ mit der Mutter, stärkt die Identifikation mit dem Vater und somit gelangt der Sohn zum Bewusstsein seiner Männlichkeit

(vgl. 2001: 71). Der Vater hat eine hohe Bedeutung für den Sohn, dessen Identifikation mit dem männlichen Geschlecht, indem er dem Sohn die Unterschiede zum weiblichen Geschlecht aufzeigt und erklärt, damit der Sohn Gefühle von Männlichkeit und Mannsein entwickeln kann. Die stark symbiotische Mutter-Sohn-Dyade verliert an Stärke, indem der Vater hinzukommt, eine Triade bildet und der Sohn unterschiedliche Interaktionen beider Geschlechter beobachten und erlernen kann. Fthenakis et al. erklären die diesbezügliche Wichtigkeit bei Kindern, die schon in der frühen Kindheit durch die beobachteten Interaktionen zwischen Mutter und Vater, Erwachsenenrollen und -erwartungen interpretieren. Jungen entwickeln eine positive soziale Identität, wenn sie über Modelle von Vater- und Muttersein verfügen, unterstützt werden und das Gefühl von Sicherheit haben. Ansonsten finden sich Auswirkungen auf Selbstwertgefühl, Motivation und persönliche Handlungskompetenz. Fthenakis et al. betonen, dass die Abwesenheit von Vätern intensivere, längere, und negativere Auswirkungen für Jungen als für Mädchen hat (vgl. 1999: 176 f.).

Im Buch von Beuster berichtet eine alleinerziehende Mutter über ihre Schwierigkeiten, die Bedürfnisse des Sohnes zu befriedigen, die dessen Vater stets erfüllen konnte. Sie beklagt die Diskrepanz, die sie erlebt, wenn sie versucht dem Sohn „Papasachen“ beizubringen, wie den Umgang mit dem Taschenmesser oder die Spiel- und Baumöglichkeiten mit Legosteinen. Beuster macht die jeweiligen ambivalenten Geschlechterinteressen verantwortlich, „jungentypische“ Spiele und Beschäftigungen entsprechen nicht den Mütterinteressen. Jungen sind sensibel für Authentizität während der spielerischen Interaktion und verlieren bei mangelnder elterlicher Authentizität dann ebenfalls schnell den Lustfaktor am Spiel. Deutlich wird das Wirrwarr der Gefühlswelt des Jungen, wenn er sich abzugrenzen und eine eigene Identität aufzubauen versucht. Die Mutter ist ohne Vater Pol von Umsorgung, Zärtlichkeit und muss zum Pol von Abgrenzung, Reibung fungieren, wodurch es zu starken Belastungen des Mutter-Sohn-Verhältnisses kommen kann, besonders wenn der Sohn aufgrund des Männerbildes der Mutter zum Sündenbock gemacht wird (vgl. 2006: 21 ff.). Um zu einem Mann zu werden, muss der Sohn im Laufe seiner Entwicklung ein Vorbild und überhaupt ein Bild von Männlichkeit haben. Das gelingt nur, wenn die Bilder im sozialen Umfeld vorhanden sind. Bei Erkenntnis der Andersartigkeit des eigenen Geschlechts mit dem der Mutter, kommt ein Umdenkprozess zustande. Das Erkennen lässt bei ihm den Schluss zu, sich anders entwickeln zu müssen als die Mutter, nämlich hin zu Mann und Männlichkeit. Das Abwenden von der Mutter verstärkt sich, je älter der Sohn wird, dann werden Schmusereien, Liebkosungen immer unerwünschter. Viele Mütter können nur schwer loslassen, weil die Symbiose zwischen Mutter-Sohn besonders intensiv erlebt wurde. „Bei einem << Zuviel >> an Mama ist die Abwendung vom weiblichen Vorbild

manchmal besonders ausgeprägt und für die Mutter schwer zu ertragen. [...] Ein Zuviel der einen Seite verlangt danach, die andere Seite stärker auszubilden“ (Beuster, 2006: 23 f.).

Bei den Jungen sind Konkurrenzdenken, Rivalisierungen, sportliches und technisch-spiele-risches Explorieren allgegenwärtig und damit tlw. konträr zur Welt der Mädchen. Mütter haben Schwierigkeiten mit dem täglichen Szenario eines Jungen, interpretieren das Raufen und Toben als gewalttätig, können dem wenig Natürliches abgewinnen. Väter haben weniger Probleme mit diesen Verhaltensweisen und sehen die positiven Effekte. Die Bedeutung des Vaters liegt nicht nur im Spielen oder Erklären technischer Zusammenhänge. Der Vater ist für den Sohn ein Modell von Männlichkeit, daher studiert er ihn und imitiert Verhalten, Sprache, Gestik und Mimik. Um Modell-Lernen überhaupt positiv nutzen zu können, benötigt der Sohn ein positives väterliches Modell. Biddulph erklärt, dass Söhne das Verhalten kopieren, das die Väter gegenüber der Mutter an den Tag legen. Jungen können nur dann ihre Gefühle offen zeigen, wenn Väter ihre eigenen Emotionen nicht vorenthalten. Disziplinierungsmaßnahmen und Regelwerkauflagen werden von Jungen mehr vom Vater beachtet, aus Respekt und um vom Vater anerkannt zu werden. Hyperaktivitätsstörungen sind häufig auf einen Mangel an väterlicher Zuwendung zurückzuführen. Dem Sohn muss gelehrt werden, das andere Geschlecht wie auch sich selbst zu respektieren und Aggressivität nicht zu dominant auszuüben, also über Spiel die Fähigkeiten und Grenzen des eigenen, wie die des anderen Körpers kennen zu lernen (vgl. 2000: 111 f.).

3.2 Positive Vaterbedeutung während der Adoleszenz (12 - 17 Jahre)

Um über die Bedeutung der Väter in diesem Entwicklungsabschnitt sprechen zu können, muss sich vergegenwärtigt werden, was Jungen in dieser Phase typischerweise erleben, welchen Änderungen sie unterworfen sind. Benard/Schlaffer zählen folgende Punkte auf:

- Distanzierung von Eltern und ihrem Kontrolleinfluss, um Autonomie behaupten zu können und eigene Meinungsentwicklung
- Erprobung verschiedener Strategien für Problemlösungen und gegenüber Autoritäten
- Wirkungserprobung auf andere, deren Gruppe und auf das andere Geschlecht
- Erleben körperlicher Veränderung und Versuchung nicht zurückzufallen, neue Regungen in Lebensbereichen (auch sexueller Art)
- Einstellung auf die Welt der Erwachsenen (Auslotung dieser erschreckenden und reizvollen Aspekte) (vgl. 2000: 19 f.).

Hieran wird die unterschiedliche Fülle an Aufgaben ersichtlich, die auch und vor allem die Väter zu erfüllen haben. Gerade in dieser Zeit ist besondere Beobachtungsgabe und Feinfühligkeit des Vaters vonnöten, einerseits um dem Sohn den Freiraum und Rückzug zu gewähren, den er signalgebend für sich beanspruchen will. Akzeptanz der Sohnbedürfnisse z.B. Betrachtung seines Zimmers als Hoheitsgebiet, das nicht ständig ungefragt betreten, aufgeräumt und entleert werden darf. Andererseits möglichst viel Gesprächseinbindung zur emotionalen Lage des Sohnes, Beobachtung des Lebenswandels (Freunde, Freundin) und schnellstmögliche Aufklärung und Hilfestellung bei wichtigen Fragen zum Thema Sexualität, Schulabschluss, Berufsfindung. Wichtig sind Hilfestellung und emotionale Unterstützung bei Praktikums-, Ausbildungsfindung verbunden mit Gewissensappellen, aufgrund rechtzeitiger Recherche (Telefonate/Bewerbungen), bei anbahnender Antriebsmüdigkeit.

Gesprächsführung über die Zukunft, vor allem Berufsausbildung und dabei den Pubertierenden ernst nehmen, ansonsten sind Machtkämpfe vorprogrammiert, wenn Jungen stellvertretend unerfüllte Wünsche und Bedürfnisse ihrer Väter ausleben müssen. Wichtig ist auch eine gewisse väterliche Distanzhaltung zu den Söhnen, die eine bessere Loslösung vom Elternhaus ermöglicht, Vorbildfunktion einer Beziehung, in der Distanz respektiert und Freiraum gegeben wird, wobei Distanz nicht als eine Art Freibrief verstanden werden darf, sich aus den Erziehungsangelegenheiten gänzlich herauszuhalten. (Rogge, 1998: 116 f.)

Fthenakis et al. versichern, dass männliche Jugendliche, die sich vom Vater verstanden fühlen, auch die gemeinsame Zeit mit ihm angenehm, mit attraktivem Interesse ausgefüllt erleben, sich weniger Konfliktbelastungen und gezwungene, unerwünschte Aktivitäten zeigen. In einer Untersuchung zeigte sich, dass männliche Jugendliche vermehrt mit Vätern diskutieren, wenn es um tätigkeitsbezogene Debatten und Problemlösungsfragen z.B. zur Ausbildung (Berufstätigkeit) ging. Die Väter zeigten einen förderlicheren, weniger einschränkenden Kommunikationsstil im Vergleich mit den Müttern. Die Jugendlichen wandten sich bei persönlichen und emotionalen Fragen an die Mutter und bei Sach- und Problemlösungsfragen an den Vater (vgl. 1999: 161 f.).

Es kann davon ausgegangen werden, dass sich jugendliche Männer auch bei persönlichen und emotionalen Fragen an den Vater wenden würden, hätte dieser in früheren Entwicklungsabschnitten seinem Sohn verdeutlicht, dass er selbst seine Gefühle offen darstellen und besprechen kann und diese nicht vor anderen Familienmitgliedern verbirgt und infolgedessen mit sich selbst ausmachen muss. Da diese Signalisierung aber bei einer Vielzahl von Vätern ausbleibt, ist es nur verständlich, dass die gefühlsoffeneren Mütter bei emotional-persönlichen Themen um Rat gebeten wird. Die Mutter ist in der Adoleszenz auch eine

wichtige Ansprechpartnerin bei Fragen, die sich auf das weibliche Geschlecht beziehen, da von diesem eine magische Anziehungskraft auszugehen scheint. In der Grundschulphase sprechen Jungen verstärkt nur mit ihresgleichen, haben wenig bis keinen außerschulischen Kontakt zu Mädchen. Dies ändert sich im Verlauf der Adoleszenz deutlich, indem die männlichen Jugendlichen verstärkt die Nähe von Mädchen suchen, sich Aufenthaltsorte aussuchen, an denen eine hohe Chance besteht, Klassenkameradinnen oder Nachbarsmädchen zu treffen, ihnen imponieren zu können. Pollack gibt beispielhaft eine Situation wieder, bei der ein Sohn abends nach einem ersten Rendezvous mit einem Mädchen nach Hause kommt und sich ziemlich verwirrt zeigt. Der Vater erkennt die Verwirrung und spricht den Sohn daraufhin an, ohne Monologe zu führen. Er gibt dem Sohn, der nicht wusste, ob er das Mädchen zum Ende hin hätte einladen, küssen und/oder sich weiter verabreden sollen, Zeit, seine Gefühle in Fragen und Antworten zu formulieren. Der Vater gibt ihm anschließend ein Beispiel aus seinen derzeitigen Erfahrungen mit seiner neuen Vorgesetzten, die ihn vor ähnliche Probleme stellte. Die Mutter rät dem Sohn, seine Fragen offen an das Mädchen zu stellen, um eine eindeutige Antwort zu erhalten. Aus anderen Beispielen wird deutlich, wie gerne Jungen das Thema Sexualität angesprochen haben wollen. Einige dachten z.B. bei der ersten Ejakulation, sie wären psychisch gestört und konnten das Geschehene überhaupt nicht deuten und wollten es schon gar nicht vor der Mutter zur Sprache bringen, geschweige denn von ihr gedeutet wissen (vgl. 2001: 184 ff.). Der Vater hat in dieser Lebensphase eine große Bedeutung als Interpretierer von eigenen körperlichen Reaktionen und Verhaltensweisen. Er kann dem Sohn dessen kleinere und größere Verunsicherungen nehmen, jedoch wäre es noch besser, würde der Vater beizeiten Aufklärung betreiben, damit es erst gar nicht zu Ohnmachtsituationen des Sohnes kommen kann. Das Beispiel von Pollack zeigt, dass dies nur gelingen kann, wenn der Sohn Bereitschaft andeutet und er durch Fragen und Antworten in lockerer Atmosphäre mitdiskutieren kann. Appellativ gehaltene Monologe verwirren den Jungen und erhöhen die Angst vor Sexualität, dem anderen Geschlecht und weiteren Familiendebatten zu diesem Thema. „Wenn beide Seiten das Bedürfnis des anderen nach Freiheit ohne Trennung akzeptieren, könnten wir das Schweigen rund um die Sexualität durch einen lebendigen Dialog ersetzen und den Schmerz und die Einsamkeit unserer Jungen an der Schwelle zum Mannesalter verringern“ (Ebd.: 188).

Petri sieht im Vater die Bedeutung einer Ablösung des Jungen vom Elternhaus, die durch einen in der Adoleszenz positiven Vater zeitiger eingeläutet wird. Er bereitet auf die innere Trennung vom Elternhaus vor, indem dieser dem Sohn einen Zuwachs an Selbstwertgefühl, Unabhängigkeit, Freiheit und Selbständigkeit ermöglicht. Väter legen die Grundsteine

für die spätere Erreichung der Selbständigkeit etwa durch Hilfe bei Lebensverwaltung, Lernprozessbefähigung, Naturwissenschaftshilfen und eine kontinuierliche Beziehungsbegleitung (vgl. Petri, 1997: 102; 182). Väter trauen ihren Söhnen mehr zu und verlangen auch ein in der Entwicklung größer werdendes Bemühen von selbständigem Handeln, in dem Söhne z.B. selbst bei einem Unternehmen anrufen, um sich zu erkundigen, ob Praktikanten aufgenommen werden oder/und eine persönliche Vorstellung möglich wäre. Väter vertrauen in die Fähigkeiten der Söhne und lassen sich bei ängstlich wirkendem Sohnverhalten auch nicht abbringen, sondern ermutigen die Söhne, nehmen ihnen die Angst und schaffen Freiraum, damit die Söhne, ohne Beisein ihrer Väter, selbständig agieren können. Das Glücks- und Selbstwertgefühl steigt umso mehr, wenn der Sohn dann Freunden, Verwandten, Lehrern und/oder der Mutter berichten kann, dass er ganz alleine mit Erfolg das Telefonat oder/und das persönliche Gespräch mit dem Ausbildungsleiter geführt hat. Hier ist auch wieder das Konstrukt der sicheren Bindung zum Vater ersichtlich, da der Sohn weiß, dass sein Vater ein sicherer Rückhalt ist, Vertrauen in den Sohn hat und ihn bei Bedarf doch ins Gespräch verlangen kann. Diese sichere Basis ermutigt den Sohn, eigenständig zu werden, die Erwachsenenwelt selbst kennen zu lernen, sich als Erwachsener auszuprobieren. Bei negativen Folgen gibt der Vater Trost, baut den Sohn neu auf, unterstützt ihn weiterhin und gibt so lange hilfreiche Ratschläge, bis der Sohn Erfolg hat. Bei Erfolg lobt der Vater den Sohn, zeigt sich stolz über dessen allein getätigte Leistung. Lothar Böhnisch verweist auf die produktive Distanz zur Mutter, wenn der Vater innerhalb dieser Entwicklungsphase dem Jungen nahe ist und er sich vorher in Stärke- und Schwächephasen öffnen konnte. Dann braucht der Junge die Mutter nicht eskalativ abzuwerten, weil er die Abhängigkeit zu ihr nicht im Überdruß erlebt und muss keine Männlichkeitsidolisierung betreiben, weil der Vater nicht über die Gefühlswelt erreichbar gewesen ist. Das Zuviel an Bemutterung kann dann eine folgende Partnerschaft des Sohnes beeinflussen, weil dadurch das verinnerlichte Mutter-Sohn-Modell auf die Partnerschaftsebene übertragen wird. Das zwiespältige, ambivalente Hin- und Hergerissensein zur Mutter überträgt sich auf die Partnerin und die Fragen, wie viel Gefühlsbeziehung zugelassen werden darf, wie viel romantische Liebe, umso heftiger abgeblockt werden muss. Ein fehlender emotionaler Zugang verhindert dem Mann sich mitzuteilen, welche Gefühle und Sehnsüchte in der bzw. durch die Familie gestillt werden sollen. Es kommt zur Paarung von männlicher Bedürftigkeit und weiblicher Enttäuschung, die sich in familiären Eskalationen Ausdruck verschafft (vgl. 2004: 131 ff.).

Der Vater hat – im Sinne von Geschlechterrollen – für den jugendlichen Sohn doppelte Bedeutung. Er leitet den Sohn an, ein Mann zu werden, Männlichkeit spüren zu können

und schärft den Blick auf das eigene Geschlecht. Gleichzeitig löst er den Sohn aus der Umklammerung der Weib- bzw. Mütterlichkeit, durchbricht das Zwiespaltensein zur Mutter und objektiviert den Blick des Sohnes auf die positiven Seiten des weiblichen Geschlechts. Die Allmacht der Mutter wird durch einen positiven, anwesenden und gefühlvollen Vater reduziert, hilft dem Sohn bei der Ablösung von der Mutter und schafft einen unverkrampften Zugang in Partnerschaften mit Mädchen bzw. Frauen. Der Sohn kann in der Partnerschaft über Gefühle sprechen, kann ein Arrangement herbeiführen, indem seine Sehnsüchte und Gefühle und die der Partnerin gestillt werden, fürchtet keine langen romantischen Situationen und entgeht dem wiederholten Allmachts- und Ohnmachtgefühl, wenn die eigene Frau Mutter wird. Väter sollten daher in der Adoleszenz ihren Söhnen aktiv zur Seite stehen, nicht erst ab der Pubertätsphase und auch nicht nur bis zur Pubertätsphase. Der Vater erreicht seinen Sohn in dieser Phase nur, wenn er auch in früheren Entwicklungsphasen Interesse am Sohn bekundete. Er hat somit die Aufgabe, in der Adoleszenz die Persönlichkeits- und Geschlechterrollenbildung des Sohnes zukunfts- und familienfähig auszubilden. Der Vater steht aktiv Modell für den Sohn als später werdender Ehemann und Vater. Er ist symbolisch gesehen nach wie vor der sichere Hafen, den der pubertierende Junge und jungerwachsene Mann bei Bedarf ansteuern kann, um seine Sorgen und Fragen loszuwerden, Trost, Unterstützung, Antworten und Tipps aufzunehmen und anschließend wieder selbständig aktiv zu werden.

Im Hinblick auf die nähere Zukunft erwarte ich eine deutliche Veränderung kindlicher Sozialisationsbedingungen, soweit es die Rolle des Vaters innerhalb der Familie betrifft. Dies wird sich zweifellos auch positiv auf außerfamiliale gesellschaftliche Bereiche auswirken. [...] Das Verhalten dieser aktiven Väter wird mit dazu beitragen, dass es für ihre Kinder als die zukünftigen Eltern völlig normal sein wird, wenn Mutter *und* Vater sich an der Betreuung und Erziehung der Kinder beteiligen. (Matzner, 1998: 30 f.)

3.3 Die Bedeutung eines fehlenden (fernen) Vaters in Bezug auf aggressives Jungenverhalten

In den vorherigen Kapitelabschnitten wurde von der Bedeutung des anwesenden Vaters geschrieben. Zwischen den Zeilen ist tlw. erkenntlich, was die Folgen eines abwesenden Vaters sein können. Da sich jedoch das anschließende Kapitel intensiv mit aggressiv auffallenden männlichen Jungen im Schulbereich beschäftigen wird, reicht das Erkennen zwischen den Zeilen bzw. ein Umkehrschluss der Bedeutung des anwesenden Vaters nicht aus. Aus wissenschaftlichen Lektüren geht eindeutig hervor, dass es gerade familiäre Hintergründe sind, die bei Kindern, besonders bei Jungen, eine erhöhte Bereitschaft Gewalt anzuwenden, erkennen lassen. Die Anwesenheit der Väter und deren aktive, positive Interaktion im Erziehungshandeln haben entscheidenden Einfluss auf das Gewaltpotential der Jungen und deren Lösungsstrategien in Konfliktsituationen.

Die wissenschaftlichen Beweise für die Bedeutung des Vaters sind überwältigend. Jungen, die ohne Vater aufwachsen, sind – statistisch betrachtet – häufiger gewalttätig, geraten öfter in Schwierigkeiten, fallen in der Schule durch schlechtere Leistungen auf und schließen sich häufiger Teenagergangs an. [...] Familien ohne männliche Unterstützung leben für gewöhnlich in ärmlicheren Verhältnissen und die Kinder aus solchen Familien steigen häufiger als andere sozial ab. (Biddulph, 2000: 110)

Prof. Dr. Kastner schulte in den Seminaren (Situationsanalyse + Fallseminar) den Blick der Studenten auf Sündenbockfunktionen von Kindern (Jungen) in Familien mit Konflikten in der elterlichen Paarbeziehung. Die Sündenbocktheorie diene der Hinterfragung von Mutter-Vater-Sohnverhaltensmodi und einer Ursachenforschung der präsentierten Verhaltensweisen. Dabei wurde oft deutlich, dass ein abweichendes Sohnverhalten stets systemisch betrachtet werden muss, um die Rolle der Mutter bei einem Vater-Sohn-Konflikt niemals außer Acht zu lassen. Die „Sündenböcke“ reagieren die aufgestauten Aggressionen an ihrer Außenwelt ab, haben weniger Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen, suchen sich Ersatzvaterfiguren oder schließen sich unter ihresgleichen in Teenagergangs zusammen, wobei der Anführer zur Ersatzvaterfigur wird. Aigner geht in diesem Zusammenhang auf Erfahrungen aus der psychoanalytischen Therapie mit erwachsenen Männern ein, die ihre Väter nur schemenhaft reproduzieren können und nur einzelne Anekdoten über Interaktionen mit Vätern benennen können. Diese Vaterbilder entstanden, weil er als schwach, enttäuschend, abwesend, gleichgültig, depressiv in der Kindheit erlebt wurde. Diese Jungen konnten sich nicht in geeigneter Form von ihrer Mutter lösen, konnten durch den Vatermangel nur sehr schwer männliche Identität ausbilden. Aigner erkennt in qualitativen

Forschungsberichten die Wut der vor allem männlichen Jugendlichen auf vor allem väterliche Verhaltensweisen und die Verachtung gegenüber den Vätern bei gewalttätigen Jugendlichen. Er beschreibt den Drang der Jugendlichen, ihren verletzten Narzissmus durch Abwehrmechanismen wieder herzustellen, indem sich z.B. Skinheadgruppen angeschlossen wird, in denen die familiäre Aggression und Enttäuschung auf Fremde (Ausländer) übertragen bzw. kompensiert wird (vgl. Aigner, 2001: 240 ff.).

Keineswegs soll hier der Eindruck vermittelt werden, dass Eltern, Bezug nehmend auf Kinder, die hinter ihren Entwicklungsmöglichkeiten geblieben sind und/oder auffällige aggressive Verhaltensweisen zeigen, grundsätzlich schuld sind. Die Resilienzforschung untersucht und benennt zahlreiche Kinder, die trotz entwicklungswidriger Umstände eine normale Lebenslaufbahn einschlagen und sich dem Sog des sozialen Abstiegs entziehen konnten. Gleichzeitig muss erwähnt werden, dass auch weitere Faktoren eine erhebliche Rolle spielen, die für eine Verhaltensauffälligkeit bei Kindern verantwortlich sind, wie z.B. die schulische Situation, das soziale Milieu des Wohn- und Schulortes oder/und genetisch bedingte Krankheiten des Kindes. Dennoch dürfen die Augen nicht davor verschlossen werden, dass mangelndes, fehlendes Eltern- bzw. Väterverhalten häufig ausschlaggebend für auftretende Gewalthandlungen bei Jungen ist.

Aigner beschrieb oben die Sehnsucht der Söhne nach einer positiven Interaktion mit ihren Vätern bzw. überhaupt einer Interaktion. Einer Überversorgung von Seiten der Mutter wurde kein Gegenpol durch den Vater geschaffen, der den Jungen auf dem Weg zur Männlichkeit hätte anleiten und als Vorbild fungieren können. Jungen spüren die Ablehnung und Abwesenheit als Affront gegen das eigene Selbst und machen schließlich, z.B. durch Vorwürfe von der Mutter, ihre eigene Person verantwortlich für die Vaterablehnung. Im Verlauf kann sich die Selbstverachtung in eine Vaterverachtung umschlagen, der mit Hilfe von aggressiven Impulsen Ausdruck verliehen wird, die sich symbolisch auf die Vaterfigur richten und die Hilflosigkeit der Söhne verdeutlichen.

Martin Dornes referierte auf einer Fachtagung im Fachbereich Soziale Arbeit und Pflege der Hochschule für Angewandte Wissenschaften in Hamburg seine Beobachtungen mit männlichen Personen, die zur rechtsradikalen Szene gehörten, dass diese nach einem schmerzhaften Verlust und der Ablehnung des Vaters, die Vorstellung nicht ertragen konnten, nun auch evtl. „ihr“ Vaterland verlieren zu können. Der Vaterverlust trieb sie in die rechte Szene, in der sie seelisch und emotional durch eine „starke“ Gemeinschaft aufgebaut wurden und somit innerhalb dieser ein Gefühl von Selbstvertrauen, Selbstwert und Stärke zurück gewannen. Die Ersatzvaterfigur ist dann der Anführer der Truppe, eine nach

außen starke Person, die den Mitläufern Schutz, Anerkennung und Wertschätzung entgegenbringt. Dieses Beispiel ist maßgeblich für eine Vielzahl von männlichen Jugendlichen auf der Suche nach ihrem Vater oder einer Ersatzvaterfigur. Dieser kurze Ausschweif in die rechte Szene dient als Beispiel eines möglichen Prozesses, ausgelöst durch Vaterferne, soll aber hier nicht spezieller erörtert werden.

Martin Dornes berichtete auf der Tagung ebenfalls, dass aggressives Agieren von Jugendlichen als Ernte einer frühen Saat verstanden werden muss. Seiner Meinung nach ist der Zusammenhang zwischen Gewalterfahrungen in der frühen Kindheit und Kindheit durch die Eltern und später selbstausgeführter Gewalt in der Jugend- und frühen Erwachsenenphase hoch korrelativ. Kinder, vor allem Jungen, die Opfer familiärer Gewalttaten geworden sind, werden im Verlauf ihrer Entwicklung selbst zu Tätern. Eisner/Ribeaud unterstützen Dornes Thesen und geben ihrerseits bekannt, dass geringe elterliche emotionale Unterstützung, ein Mangel an Wärme und elterlicher Aufsicht gegenüber dem Kind, sowie ein hoher Mangel an elterlicher Aktivität mit dem Kind, wesentliche Prädiktoren einer hohen Wahrscheinlichkeit für spätere Gewalttaten des Kindes sind. Sie benennen den Einfluss von „pro-sozialen Kompetenzen wie Empathie, Vertrauen, Umgang mit Konflikten“, die durch das Fehlverhalten der Eltern nicht entwickelt werden konnten, die allerdings eine Beeinflussung auf Gewalthandlungen bewirken würden. Elterliche Gewalt führt zu einem hohen Risiko bei Jugendlichen. Eskalationen und Mängel an Rücksicht auf der Elternebene erhöhen die Gewaltwahrscheinlichkeit der Jugendlichen. Weiterhin sagen sie, dass Gewalterfahrungen in der Kindheit auch eine Erhöhung an Gewalt befürwortenden Einstellungen zur Folge hat, gepaart mit der Einstellung, dass Mitmenschen den Jugendlichen gegenüber feindlich gesinnt sind (vgl. 2003: 188 f.).

Aus den dargestellten Zahlen des Kapitelpunktes 4.1.1 wird hervorgehen, dass vor allem eher Väter Strafe (Gewalt) als Erziehungsmittel betrachten und diese vor allem an Söhnen zur Anwendung kommen. Aus den Zahlen des nachfolgenden Kapitels wird ebenfalls ersichtlich, dass vor allem das männliche Geschlecht für Gewaltdelikte verantwortlich ist. Damit ist auch ein Zusammenhang zwischen häufiger strafenden Vätern und im Verlauf männlichen Jugendlichen mit gehäuften Gewalthandlungen hergestellt, die die vorstehenden Zitate noch untermauern. Die Beispiele von Dornes und Eisner/Ribeaud weisen auf die besondere Bedeutung der Väter für das Modell-Lernen ihrer Söhne hin. Den Söhnen wurde von Seiten der Väter nicht vorgelebt, wie man Männlichkeit in Konfliktsituationen einsetzt, ohne Gewalt anwenden zu müssen. Söhne lernten in ihrer Erziehung, dass Gewalt und Strafen durchaus probate Mittel sind und folglich auch außerhalb der Familie

eingesetzt werden können, wenn dem eigenen Ansinnen Nachdruck zu verleihen ist. Hätte der Vater dem Sohn in Eskalationen aufgezeigt, dass Gewalt ein Zeichen von Schwäche und Hilflosigkeit, ein Aushandeln durch Diskussion Stärke bedeutet, würde der Sohn in eigenen Konfliktsituationen mit Mitschülern, Sportkameraden, Freunden, Bekannten, Geschwistern, Autoritätspersonen versuchen, diese ohne Gewalt zu lösen. In der Erziehung wird der Vater dem Sohn nur schwer bis gar nicht begreifbar machen können, warum der Vater selbst Gewalt und Strafe anwenden darf, aber der Sohn wiederum von diesem „Recht“ nicht Gebrauch machen darf.

Aigner geht innerhalb der psychoanalytischen Erklärungsansätze auf eine fehlende bzw. mangelnde Bildung des Über-Ichs bei gewalttätigen Jugendlichen, hier vor allem wiederum von männlichen Jugendlichen, ein, hervorgerufen durch Vaterlosigkeit. Während der Erziehung eines Jungen werden vor allem auch vom Vater Ge- und Verbote aufgezeigt, die der Junge verinnerlicht. Diese verinnerlichte Bilder und Botschaften von Ge- und Verboten werden in der Gewissensstruktur, dem Über-Ich, abgespeichert und sind lebenslang prägend und abrufbar. Diese beeinflussen die Ich-Struktur des Jungen entscheidend, weil das Über-Ich die Triebneigungen ge- oder verbietet. Aigner sieht in dem Über-Ich des Jungen den verinnerlichten Vater, der Ge- und Verbote ausspricht, die den Jungen ein Leben lang prägen werden und somit auch bei personeller Abwesenheit an den Vater erinnern. Bei Vaterlosigkeit bzw. Abwesenheit während der Kindheitsphase kann dieses Über-Ich nicht entscheidend ausgebildet werden, weil ein Struktur gebender Vater nicht vorhanden ist. Laut Aigner führt diese Unterfunktion des Über-Ichs auch zu einer Schwächung des Ich, somit zu keinem „Ich-Ideal“. Triebe haben es folglich sehr viel einfacher befriedigt zu werden, da das Gewissen zu schwach ist, auf das schwache Ich einzuwirken und die Umsetzung der Triebe (wie z.B. gewalttätiges Agieren) zu verhindern (vgl. 2001: 179 ff.).

Biddulph erkennt den „untervaterten“ Sohn anhand von zwei Typen: Der eine neigt zu Macho-Allüren, trägt aggressive Kleider, sammelt Gewaltspielzeug und harte Comics, trägt z.B. im späteren Alter Messer und interessiert sich für Waffen. Er geht mit anderen vernachlässigten Freunden Beziehungen von minderwertiger Qualität ein, die durch Konkurrenzdenken gekennzeichnet sind. Der andere Typ ist depressiv, hat Selbstzweifel, gilt als Müttersöhnchen. Diese Jungen sind häufig Bettnässer, werden gehänselt, haben Ängste (auch irrational) vor allem Neuen. Laut Biddulph leiden beide Typen unter Vaterhunger und Müttern, die selbst auch nicht in der Lage sind, diese Probleme zu kompensieren (vgl. 2003: 144 f.). Die Vaterlosigkeit ist demnach mitverantwortlich für fehlende Vorbilder von Männlichkeit, wodurch die fehlende Über-Ich-Struktur zustande kommt. Das Fehlen eines

Vaters und seiner Struktur gebenden Funktion für das Über-Ich zwingt Jungen in die Situation, nach anderen Vorbildern und Idolen von Männlichkeit Ausschau zu halten. Gefunden werden diese fehlenden Väter z.B. in der medialen Welt. Auch Jungen mit aktiven Vätern wenden sich medialen Väter- und Männerfiguren zu, sie hinterfragen deren Handlungsweisen und Botschaften aber auch eher. Jungen ohne Väter oder mit abwesenden Vätern richten ihren Blick beispielsweise auf ihre Idole aus der Fernseh- oder Kinowelt, die ihnen aufzeigen, was es bedeutet, ein Mann zu sein. Aufgrund des Mangels an realen väterlich-männlichen Vergleichspersonen können daraus realitätsfremde Illusionen entstehen. Jungen lernen, dass Männer muskulös sind, durchaus gewalttätig agieren und der Erfolg ihnen Recht gibt, dass Frauen wie z.B. in vielen Rapper-Videos als Sexobjekte anzusehen sind, dass durchaus auch ohne Ausbildung, ohne Schulabschluss, ohne Intelligenz in Wort und Schrift eine steile Karriere möglich ist. Väter könnten diese Illusionen zurechtrücken und die reale Wirklichkeit verdeutlichen, in dem Normen und Werte kind-, jugend- und männlichkeitsgerecht beigebracht werden.

Beuster sieht, dass sich Jungen derart einschnüren, wenn sie an einem medialen Männlichkeitsbild voller Stereotype festhalten, dass sie sich kaum befreien können, wie in einem zu eng geschnürten Korsett, in dem die Luft knapp wird und Hilfe zum Ausbrechen benötigt wird. Er zeigt auf, dass Jungen ohne ein reales Vätervorbild keine Abgrenzung erfahren, keine Reibung an einem Mann und dadurch keine Infragestellung möglich ist. Schwächen und Stärken werden nicht vorgelebt, die eine psychisch-sozial positive Entwicklung zulassen würden, indem irrealer Bilder abgelegt werden können und realistische, alternative Männerbilder entstünden. Ein tiefer Einblick, eine tiefe Prägung von Männlichkeit wird nicht ermöglicht, wodurch eine Reifehemmung eintritt, die die eigentlichen Persönlichkeitspotentiale blockiert (vgl. 2006: 241 f.). Das Zurückbleiben hinter eigentlichen Möglichkeiten im Zuge der späteren Erwachsenen-, Familien- und Berufswelt lässt Minderwertigkeitskomplexe entstehen. Diese Komplexe werden durch Macht über andere Personen ausgeglichen, der leidende Narzissmus holt sich seine Bestätigung durch Drangsalierung und/oder Gewalt gegenüber Schwächeren oder Fremden. Jungen mit mangelndem Selbstvertrauen und Minderwertigkeitsgefühlen zeigen eine erhöhte Reizbarkeit, weil sie durch erfahrene Gewalt und/oder Ablehnung in der Kindheit generell misstrauisch gegenüber Außenstehenden sind. Die erhöhte Reizbarkeit paart sich mit einer niedrigen Hemmschwelle für Gewaltausübungen.

3.4 Familienprobleme bzw. Vater-Sohn-Beziehungsprobleme und der Hilferuf durch Verhaltensauffälligkeiten in der Schule

Zunächst muss sich bewusst gemacht werden, welche Aussagen hinter den gezeigten Aggressionen stecken, vor allem in Bezug auf die Familie hinter dem aggressiv-auffälligen Schüler. Was versucht der Problemschüler durch sein aggressives Schulverhalten höchstwahrscheinlich auszusagen, worauf versucht er hinzuweisen, wie lässt sich sein Verhalten systemisch erklären, welchen Sinn haben die gezeigten Symptome (Syndrome)?

Gisela und Axel Preuschoff geben zu verstehen, dass Kinder und deren gezeigte aggressive Verhaltensweisen auf sich und ihre missliche Situation aufmerksam machen wollen und die Signale als dringende Hilferufe verstanden werden müssen, da die Kinder einer besonderen Zuwendung und auf keinen Fall einer weiteren, erneuten Ablehnung bedürfen (vgl. 2000: 20). Die Symptomatiken, die der Schüler in Form aggressiver Taten in der Schule öffentlich zur Schau stellt, müssen richtig erkannt, hinterfragt und verstanden werden und genau dies geht in den seltensten Fällen ohne Einbeziehung des familiären Kontextes. Wenn Schüler verbal stark gehemmt auftreten oder sie häufig keine Lust auf langatmige Gespräche haben, dann versuchen sie häufig, durch nonverbale Aktivitäten zu kommunizieren, z.B. durch Mimik, Gestik oder nicht selten mit aggressivem Verhalten. Die gezeigten Aggressionen, ganz gleich ob gegen Sachen oder Mitschüler eingesetzt, beinhalten eine Botschaft, die vom externen Beobachter bzw. Berater entschlüsselt werden muss und auch durchaus vom Schüler entschlüsselt werden will, da dieser Schüler nach Hilfe verlangt. Die wenigsten Schüler werden aus reinem Spaß an der Freude gewalttätig, und auch die Gewalttätigkeit aus Gründen der Langeweile gibt Auskunft über interpersonelle Beziehungen und Aktivitäten zwischen dem Schüler und seiner Familie bzw. seinen Eltern.

Prof. Dr. Pfeiffer berichtete z.B. in der Fernsehsendung Berlin Mitte vom 06.04.2006, dass im Alter bis zum 10. Lebensjahr der Fernseh- und Playstation-Konsum mit mindestens 3,5 Stunden täglich zu hoch ist, zumal sich die Kinder dann vor allem harten Sachen wie brutalen Kampfspielen über die Spielkonsole aussetzen. Hauptschüler schauen im Durchschnitt 4 bis 5 Stunden Fernsehen pro Tag. Aggressivität bei einem Schüler, der notorische Langeweile empfindet, könnte hierbei ein Hilferuf nach Beschäftigung, einem familiären Zusammengehörigkeitsgefühl und Wunsch nach mehr Beziehung, Aktivität zu und mit dem Vater sein. Der Schüler macht aufmerksam auf seine missliche Situation und den sozialisationsnegativen Zuständen in der derzeitigen Familie, der elterlichen Paar- oder Eltern-/Eltern-Kindbeziehung. Henning/Knödler geben bekannt, dass die isolierte Betrachtung eines

auffälligen Schülers dazu führen kann, dass dieser relativ schnell psychiatrisch etikettiert und das Verhalten als gestört und unverständlich eingestuft wird. Erst das Einbeziehen des familiären Kontextes kann das gezeigte Verhalten verständlicher werden lassen, wenn der Schüler durch sein Verhalten z.B. die sich anbahnende Trennung und Scheidung der Eltern zu verhindern versucht. Sie stellen fest, dass auch angeborene oder erworbene organische Eigenschaften und Defizite Auswirkungen auf das Verhalten des Schülers haben können, nur fielen bei einer Einzelfallanalyse der Beratungsstelle von Henning/Knödler von 270 Anmeldungen nur 20% auf solche Fälle, während 80% der Schüler mit Problemen aufgrund emotionaler Faktoren Lern- und Leistungsschwierigkeiten zeigten (vgl. 2000: 35).

Die Ausgangsbedingungen für die Entstehung von Aggressivität und Gewalt werden in den außerschulischen Lebenskontexten gelegt und können von der Institution Schule nur schwer verändert werden. Aggressive und gewalttätige Jugendliche werden nicht als solche geboren, sondern im Laufe ihrer Lebensgeschichte, ihrer Sozialisation, zu solchen gemacht. [...] Ausgangspunkt von Aggression und Gewalt bei Schülerinnen und Schülern ist in dieser Situation also nicht die Schule, sondern der familiäre und ökonomisch-sozialstrukturelle Kontext der Schule. (Hurrelmann et al., 1999: 13)

Antworten auf die durch Aggressionen vermittelten Botschaften sind demnach nur bedingt innerhalb der Schule zu finden, sondern häufiger in der Familie, ihrem Umfeld oder dem der Schule (Wohnort, Wohnbevölkerung, Schulort, Schulweg). Es kann sein, dass Schüler durch Aggressionen aufmerksam machen wollen, dass ihnen die Schulart, der Klassenlehrer, die -kameraden oder das Schul- und/oder Lernsystem ihrer Schule weder gefällt noch das Richtige für den individuell anders bedürftigen Schüler ist. Da es sich bei den Schülern zweifelsfrei um Individuen handelt, kann es durchaus angezeigt sein, die Klasse oder Schule zu wechseln, um die Aggressionen erfolgreich abbauen zu können. Allerdings kommen diese Fälle weitaus seltener vor als Fälle, in denen Schüler auf Familienprobleme hinweisen, mit dem Unterschied, dass sie ihre Familien nicht ohne weiteres wechseln können. Deutlich wird dies z.B. daran, dass sich die von Seiten der Eltern erhoffte Verhaltensbesserung gar nicht oder nicht langfristig einstellt, obwohl der Schüler die Klasse(n) oder Schule(n) 1-mal oder insbesondere mehrfach gewechselt hat.

Wassilis Kassis verweist darauf, dass Unstimmigkeiten auf Seiten der Eltern nachweislich gekoppelt sind mit geringerer Selbstkontrolle, Belastbarkeit und dem Auftreten von Verhaltensauffälligkeiten, wie dem aggressiven Verhalten auf Seiten der Kinder. Eine elterliche Paarbeziehungskrise geht sowohl einher mit einer reduzierten elterlichen Kooperation als auch mit einer erhöhten Verhaltensauffälligkeit des Heranwachsenden. Er beruft sich

auf die Lerntheorie und postuliert, dass es bei aggressiv auffälligen Kindern angezeigt ist, das Verhalten der Eltern differenziert zu analysieren, da sich strafendes Verhalten mit der Absicht, das Verhalten des Kindes zu kontrollieren, nicht positiv bezahlt machen kann, weil man als Elternteil immer das erhält, was man auch gegeben hat. Deshalb sollte jeder bei der Analyse von jugendlichen Verhaltensauffälligen viel mehr als nur den Jugendlichen selbst im Blickpunkt haben (vgl. Kassis, 2003: 83 ff.). Zur Entschlüsselung von Symptomen der Problemschüler ist eine systemische Denk- und Arbeitsweise in jedem Fall geboten. Ohne familiensystemisches Arbeiten gehen viele prägnante Informationen, die eine Änderung des Schülerverhaltens erklären und eine adäquate Lösung aufzeigen könnten, verloren. Wie systemisches Arbeiten auszusehen hat, wird deshalb im nachfolgenden Kapitel aufgezeigt.

Henning/Knödler fassen zusammen, dass die Symptome eines Schülers z.B. den Versuch darstellen, eine Lösung aus der schwer auszuhaltenden Situation zu bewirken, um z.B. die trennungswilligen Eltern zum Zusammenbleiben zu bewegen. Oder es können verschlüsselte Botschaften sein, die auf eine innerfamiliäre Missbrauchs- oder Gewaltsituation hindeuten sollen, ohne jedoch das Familiengeheimnis auszusprechen und somit Verrat an der Familie begehen zu müssen. Symptome können auch gezeigt werden, damit der Schüler durch sein Verhalten wieder die ersehnte Aufmerksamkeit seiner Bezugsperson bekommt, denn negative Zuwendung ist besser als gar keine oder zu wenig Zuwendung. Die Symptome können aber auch ein Versuch sein, von Problemen in der Familie oder auf der Eltern-ebene abzulenken, indem die Aufmerksamkeit auf sich gezogen wird, um z.B. von der Krankheit (Depression) oder vom Paarkonflikt abzulenken. Es darf keineswegs vergessen werden, dass Symptome auch isolierte, individuelle Funktionen haben können, z.B. bei intellektueller Überforderung oder Teilleistungsschwäche (vgl. 2000: 40). Selbiges muss auch für hochbegabte Schüler festgehalten werden, die durch aggressives, auffälliges Verhalten darauf aufmerksam machen könnten, dass sie in Einzelbereichen bzw. dieser Schule, diesem Klassenverbund vielfach unterfordert sind.

Täter-Jungen haben nicht ausschliesslich in der Schule eine belastete Beziehung zu den Erwachsenen, sondern auch in ihrem familiären Umfeld. So lassen die Aussagen der Tätergruppe auf einen Erziehungsstil ihrer Eltern schliessen, der stark durch Kontrolle, Strafe und Inkonsistenz gekennzeichnet ist, und gleichzeitig auf das Fehlen von emotionaler Geborgenheit. [...] Über ihre soziale Verunsicherung, die sie ja auch offenkundig realisieren, indem sie deutlich über problematische Beziehungen zu Eltern und Lehrpersonen sprechen und über ihr angeschlagenes Selbstkonzept, d.h. über ihre erhöhte Depressionsneigung, Prüfungsangst und zugleich geringe Selbstakzeptanz, erhalten wir das stimmige, aber doch eher traurige Gesamtbild des physisch starken aber psychisch schwachen heranwachsenden Mannes. (Kassis, 2003: 202 f.)

Mit ihren aggressiven, die Schulregeln verletzenden Verhaltensmodi machen die Schüler aktiv auf sich aufmerksam und passiv auf die sie umgebende missliche Lage im System Schule und/oder dem System Familie. Prof. Dr. Kastner verwies im Fallseminar auf Schüler, die den eigentlichen Konflikt mit einem Elternteil oder beiden Eltern nicht innerhalb von Familie (zu Hause) austragen, sondern gehäuft familienextern entweder während der Schul- oder in der Freizeit. Somit haben einige Schulproblematiken ihren Ausgangspunkt innerhalb der Familie, meistens sind elterliche Paar- und damit verbundene Erziehungskonflikte die Wiege für auffälliges, gewalttätiges Sozialverhalten beim Schüler. Unsoziale Verhaltensweisen eines Schülers geben auch Auskunft über die Erziehungsstrategien und Beziehungsmuster zwischen dem Schüler und dessen Eltern (Elternteil). Lothar R. Martin und Peter Martin geben diesbezüglich bekannt, dass aggressiv agierende Kinder häufig für ihr unsoziales Verhalten durch Lachen und Lob bekräftigt, prosoziale Verhaltensweisen aber nicht belohnt werden, da dies als Selbstverständlichkeit angesehen wird. Weiterhin ist auch die negative Verstärkung des unerwünschten Verhaltens zu beobachten, in dem Bezugspersonen nachgeben, schweigen, aufhören zu ermahnen bzw. zu erziehen, in Ruhe gelassen werden wollen. Zudem bewirkt gehäuftes körperliches Strafen aggressiv verhaltensauffälliger Kinder, dass das elterliche Strafen als Zuwendung missinterpretiert wird oder aber angedrohte Sanktionen und Strafen inkonsequenterweise nicht ausgeführt werden, was das aggressive Verhalten ebenfalls verstärken kann (vgl. 2003: 216).

Im Rückblick auf das zweite Kapitel muss sich dem Verhältnis zwischen Vater und Sohn zugewandt werden, um die verschlüsselten Botschaften hinter dem aggressiven Sohnverhalten verstehen zu können. Lothar Böhnisch geht darauf ein und berichtet von Straßenkids und delinquenten Jugendlichen (Jungen), die in Kriseninterventionen von Sozialarbeitern zu ihrem Selbst geführt werden und von ihren Verlusten und Beziehungsbrüchen in den Herkunftsfamilien erzählen. Sie berichten über ihre Enttäuschungen in Bezug auf die eigene Mutter und einer permanenten Distanz bis hin zur vollen Ignoranz vom eigenen Vater, der nur das Nichtfunktionieren, jedoch nie die realen Probleme des Sohnes wahrgenommen hatte. Die Biografien der Straßenszenen zeichnen sich durch Mängel an elterlichen Zuwendungen aus, insbesondere das Fehlen der väterlichen Zuwendung, Anerkennung und Wertschätzung tritt hervor, so dass Banden und Straßenszenen zu emotionalen Bezugspunkten werden. Prekär sind Stiefvaterkonstellationen, in der den Jungen kein emotionaler Halt gewährt wird und sie bei anhaltenden Verfehlungen aus dem Familienhaus gesetzt werden, weil der Stiefvater erst die Vaterrolle in der neuen Konstellation erlernt, sich seiner Macht durch das Hinauswerfen des Stiefsohnes bedient und die inneren Familienverhältnisse funktionell bereinigt glaubt (vgl. 2001: 106 ff.). Warum der Vater die Probleme des Sohnes

nicht sieht oder nicht besprechen, aufarbeiten, lösen kann und unterbewusst auch gar nicht will, zeigte bereits ausführlich das zweite Kapitel.

Festzuhalten bleibt, dass eine soziale Auffälligkeit beim Sohn auch stets eine Aussagekraft über die Beziehung zwischen Vater und Sohn hat. So wird z.B. deutlich, dass der Sohn an einer nicht intakten, sozialisationsförderlichen Vater-Sohn-Beziehung leidet und der Vater ungünstige Männlichkeitswerte aufzeigt und vorlebt, die der Sohn internalisiert und durch Gewalt gegen Personen oder Sachen zur Schau stellt, um Anerkennung, Zuwendung, Wertschätzung und Lob vom Vater zu erhalten. Wer sich mit Problemschülern befasst, muss sich verstärkt mit beiden Elternteilen, insbesondere dem Vater, beschäftigen, wenn das mögliche Schweigen des Sohnes und seine Aggression verstanden werden will. Vielleicht ist die delinquente Aktion des Jungen sein letzter, in seinen Gedanken nützlicher Versuch, durch Aufmerksamkeitsmachung familienexterner Personen die Wiederannäherung zwischen sich und seinem Vater zu bewirken, den Vater in der Familie zu halten und die derzeitige Enttäuschung auf den Vater deutlich zu zeigen. Eine Beziehungsauflebung zwischen Vater und Sohn kann eine Lösung für eine langanhaltende, vielleicht sogar dauerhafte Verhaltensbesserung beim Jungen sein, auch und vor allem nach einer Trennung und Scheidung der Eltern und der räumlichen Trennung zwischen Vater und Sohn.

Die Tatsache, daß mehr Knaben als Mädchen extrovertierte Verhaltensstörungen entwickeln, scheint u.a. auch mit der gegenwärtigen Rolle der Väter zusammenzuhängen. Viele Väter sind offenbar unfähig, ihren Söhnen brauchbare Orientierungen und Perspektiven zu bieten. Die familienbezogene Arbeit macht nur allzu oft deutlich, wie Kinder ihr unbekümmertes Dasein gleichsam opfern, indem sie mit ihren gestört wirkenden Verhalten die Unerträglichkeit ihrer Lage etwa der familiären Wirklichkeit ausdrücken. (Hüther/Bonney, 2005: 53; 136)

Im April/Mai 2006 zeigte das ZDF in der sechsteiligen Sendung „S.O.S. Schule - Hilferuf aus dem Klassenzimmer“ - die Geschehnisse an der Pommernschule, einer Brennpunkt-Hauptschule in Berlin. Der Schuldirektor handelte anlässlich gehäuft auftretender Gewalt an der Schule mit dem Einsatz von Außen, indem er zwei Sozialarbeiter an seiner Schule einsetzte. Ihre Interventionen kamen oft erst bei engagierter Elternarbeit zum gewünschten Ziel und vor allem das Verhalten aggressiver Jungen besserte sich insbesondere, nachdem der Kontakt zum Vater wieder hergestellt wurde, der oft infolge von Trennung und Scheidung verloren oder eingefroren war. Bei vollständigen Familien litt der Kontakt zwischen Sohn und Vater an emotionaler Unterkühlung, weil die Väter eine unadäquate Ansicht von dem Vatersein und der Jungensozialisation hatten und die Geschehnisse auf der Schule nicht auf sich und das eigene Vater- und Familienleben zurückkoppeln konnten.

4. Bestandsaufnahmen der Verhaltensweisen von Vater und Sohn, insbesondere im Hinblick auf Gewalt (Aggressivität) in Familie und Schule

4.1 Bestandsaufnahme der Väter in Bezug auf Soziale Arbeit

Die neu-modernen Väter mit antirigidem Erziehungsweisen und -gedanken sind in Beratungsstellen seltener vertreten als Väter mit Rigidität im Erziehungshandeln. Ein zweiter Faktor, wenn Jungen einer sozialpädagogischen Intervention bedürfen, ist das Nichtvorhandensein der Väter in der Familie und/oder innerhalb der Beratungsgespräche.

Jan-Uwe Rogge berichtet z.B. über gewonnene Eindrücke innerhalb seiner Seminare und Beratungen. Er erwähnt, dass sich Männer bei Seminarthemen zum Kleinkindalter nicht anmelden, dagegen aber später im Pubertätsalter umso zahlreicher, wobei die Männer nicht selten von ihren Frauen „mitgezerrt“ werden. Die elterlichen Fähigkeiten müssen allerdings im Vorwege erlernt, erworben und ausprobiert werden. Denn wer sich jahrelang raushalte, dem fehlen später Kompetenzen, um sich in einen älteren und selbständigeren Jungen einzufühlen (vgl. 1998: 113). Die für einen erfolgreichen Familienberatungsprozess und für die Behebung unsozialer Verhaltensweisen der Söhne wichtigen Vaterfiguren erscheinen zu selten von Beginn an oder/und nehmen zu schnell wieder Abstand von den Beratungsgesprächen. Zur selben Erkenntnis kommt auch Dr. Romeike, der Dienststellenleiter der Erziehungsberatungsstelle Hohenfelde, der bei einem persönlichen Gespräch zu dem Thema anführte, dass die Mehrzahl der Anmeldungen für ein Erziehungsberatungsgespräch von Seiten der Mütter erfolgen. Dies ist nicht nur beim ersten Telefonkontakt (Erstmeldung) der Fall, auch zum Erstgespräch erscheinen grundsätzlich die Mütter. Väter sind bei diesen Erstgesprächen auch noch recht häufig anwesend, wobei sich ihre Bereitschaft zur aktiven Gesprächsbeteiligung und insbesondere zur Mitwirkung an weiteren Gesprächen und Konfliktlösungsstrategien von Termin zu Termin verringert, bis sie irgendwann gar nicht mehr erscheinen. Die Frauen und Mütter sind in Folge alleine für die Gesprächsverläufe, die positiven Interventionen und die Erziehungserfolge verantwortlich. Romeike betont bezüglich der Trennungs- und Scheidungsberatung aber auch die gesteigerte Anzahl von Müttern, die zwar an Gesprächen teilnehmen, dort mündlich Vereinbarungen zusichern, sich aber bei der Umsetzung von getroffenen Vereinbarungen bezüglich Umgangs- und Besuchsregelungen zwischen Kind und Vater z.T. ignorant, dominant-aggressiv oder hysterisch verhalten, so dass die Vereinbarungen nicht eingehalten werden.

Damit einhergehend steigert sich die ablehnende Haltung einiger Väter, sich noch länger an gemeinsamen Gesprächen mit der Ex-Partnerin in der Erziehungsberatungsstelle zu beteiligen. In diesen häufigen Fällen wird dann über Rechtsanwälte bis hin zum Familiengericht versucht, die eigenen Interessen und Ansprüche einzufordern und umzusetzen. Beide Seiten lassen sich einerseits verstehen, andererseits vergessen beide Elternteile den wichtigsten Faktor bei den Prozessen und Eskalationen 'das Kind' und dessen Recht auf persönlichen Kontakt zum Vater, das in einer Vielzahl von Fällen bei Trennungs- und Scheidungsfällen vor dem Familiengericht in Form von Sorgerechts- und/oder Umgangsrechtsregelungen in beiderseitigem Einvernehmen schriftlich festgehalten wurde. Väter sollten sich verstärkt auf dieses Recht berufen und dürfen es – z.B. aufgrund von eigener Kränkung – nicht ausschlagen.

In den vorherigen Kapiteln wurde oft deutlich, dass Männer (Väter) größere Schwierigkeiten als Frauen (Mütter) haben, über ihre Gefühle, Verletzungen, Wünsche und Bedürfnisse zu sprechen. Da diese Problematik bereits innerhalb der Familie auftritt, ist es verständlich, dass das männliche Geschlecht noch größere Widerstände erlebt, wenn sich innerhalb von Beratungen familienexternen Fremden (Beratern) gegenüber geöffnet werden soll. Bereits nur die Vorstellung darüber lässt vor einem Beratungstermin zurückschrecken. Biddulph erlebt in der Therapie ständig Männer ohne Selbstvertrauen, die sich verdrücken, klein begeben oder ausfällig agieren. Frauen reagieren souveräner, weil sie auf einen festen Sockel voll weiblicher Rollen-, Modell-, Gefühlsvorstellungen durch Interaktionen mit verschiedenen Frauen aufbauen können. Männer hingegen stehen auf einem porösen Fundament, sie bedienen sich der Männlichkeitsideale und -vorstellungen aus Filmen etc. und der Silhouette eines Vaters, der keine reich strukturierte Innenwelt schuf, sondern nur Modell für äußere Rollen stand. Diese daraus resultierende Unsicherheit und der Mangel an Selbstvertrauen lassen eine gleichberechtigte Auseinandersetzung mit der Frau kaum zu. Dadurch kann der Mann seinen Standpunkt weder artikulieren, noch zur Problemlösung Entscheidendes beitragen, was er aber bestimmt könnte, wenn sein Selbstvertrauen dank eines Vaters oder/und weiterer Vater- und Männerfiguren ausgeprägter wäre (vgl. 2003: 138 f.). Viele Männer stehen also innerhalb von Beratungen in der Zwickmühle, weil sie erstens größere innere Widerstände in Bezug auf Gefühlsoffenbarungen erleben, zweitens größere Schwierigkeiten haben, ihre Gefühle in maßgeschneiderte Worte zu fassen und drittens dem in der Regel weiblichen Berater skeptischer gegenüber stehen, aber auch dem männlichen Berater, wie unter Kapitelpunkt 5.4 noch zu sehen sein wird. Dass die Skepsis von Vätern gegenüber Sozialer Arbeit aufgrund nicht selten auftretender feministischer Sozialarbeiterinnen gerechtfertigt ist, beweist folgendes Zitat:

Wie unsere Befragung ergab, finden Scheidungsväter bei Jugendämtern oft nur in eingeschränktem Maß Verständnis und Mitgefühl für ihre emotionale Lage, was einem lösungsorientierten Handeln nicht wenig im Weg steht. Besonders ausgeprägt scheint dies bei Mitarbeiterinnen von Jugendämtern vor allem städtischer Regionen zu sein. Hier herrscht oft die Ideologie der „*allein erziehenden Mutter als Opfer*“ vor. Scheidungsväter treffen dort statt auf offene Ohren eher auf Vorurteile und Zurückweisung. Das ist umso folgenschwerer, weil gerade Jugendämter von einer ganz großen Zahl von Scheidungsvätern aufgesucht werden, die nur schwer Zugang zu familienberaterischen oder psychotherapeutischen Hilfen finden. (Amendt, 2004: 232 f.)

Die väterlichen Widerstände vor Sozialen Beratungsstellen sind daher nicht unbegründet und werden durch ungünstige Verhaltensweisen der Berater auch noch zusätzlich verstärkt, obwohl bereits die Anmeldung der Väter, ihre Hilferufe, die misslichen Situationen innerhalb der Familie, vor allem zwischen Vater und Sohn, Vater und Mutter, bekunden.

Tab. 4.1: Kontakthäufigkeit nach Inanspruchnahme professioneller Hilfe

Haben Sie während der Trennungsphase professionelle Hilfe gesucht?		Kontakthäufigkeit			
		Regelmäßiger Kontakt	Seltener Kontakt	Kein Kontakt	Gesamt
Nein	Anzahl	634	275	251	1160
	Spaltenprozente	34,3	43,1	30,0	34,9
Ja	Anzahl	1213	363	586	2162
	Spaltenprozente	65,7	56,9	70,0	65,1
Gesamt (gültige Antworten)	Anzahl	1847	638	837	3322
	Spaltenprozente	100,0	100,0	100,0	100,0

Quelle: Amendt, 2004: 211

Tabelle 4.1 zeigt, dass 34,9 % (1160) der Befragten angaben, keine professionelle Hilfe während der Trennungsphase in Anspruch genommen zu haben. Väter, die professionelle Hilfe in Anspruch nahmen, haben fast doppelt so viel regelmäßige Kontakte zum Kind; aber gleichzeitig sind die Zahlen für seltenen und gar keinen Kontakt höher, als bei Nichtinanspruchnahme von professioneller Hilfe. Leider ist nicht ersichtlich, wie viele Väter nach der Trennungsphase weiterhin professionelle Hilfe beanspruchten. Es kann davon ausgegangen werden, dass gerade diejenigen Väter, die emotional stark ambivalent fühlen, keine psychologisch und sozialpädagogisch professionelle Hilfe vor, während und nach der Trennung beanspruchten. Somit konnte das Scheitern der Paar-Beziehung nicht aufgearbeitet werden, sondern wurde verdrängt. Das wird daran deutlich, weil sie in der Bearbeitung feststecken und die Verdrängung immer dann aufgegeben werden muss, sobald sich an die

Ex-Partnerin und die Kinder zurückerinnert wird. Der seltene und gar keine Kontakt zu den Kindern und der Ex-Partnerin ermöglicht eine „bessere“ Verdrängung, die bei Kontakt allerdings stets durchbrochen wird und alte, nicht aufgearbeitete Wunden schmerzen lässt. Gerade dadurch wird auch die mögliche Kommunikation zwischen den Eltern auf einer für alle Parteien förderlichen, erwachsen-kindgerechten Basis nahezu unmöglich und der Kontakt zu den Kindern ebenso, weil die nicht aufgearbeiteten Konflikte und ambivalenten Gefühle hervortreten. Um diesen inneren Wunden aus dem Weg zu gehen, wird der Kontakt im Elterngespräch bei der Erziehungsberatungsstelle gemieden und der Rechtsanwalt aufgesucht, der den Kontakt zu den Kindern ohne Kontakt zur Mutter einklagen soll. Im Hinblick auf die sozialisationsbedingte Wichtigkeit von Vätern für ihre Söhne müssten mehr Väter in Beratungsgespräche integriert werden, sowie mütterliche Feindbilder auf Männer (Väter), die zum Teil, aber nicht immer gerechtfertigt sind, hinterfragt werden.

4.1.1 Gewalt in der Familie: Der strafende bzw. sanktionierende Vater

Aufgrund der Kapitelthematik ist ein Blick in den „Tatort der Familien“ bei häuslicher Gewalt sinnvoll, wenn eine Bestandsaufnahme von Väterverhalten eruiert werden soll.

Tab. 4.2: Zustimmung zu „Ab und zu eine Ohrfeige hat noch keinem Kind geschadet.“

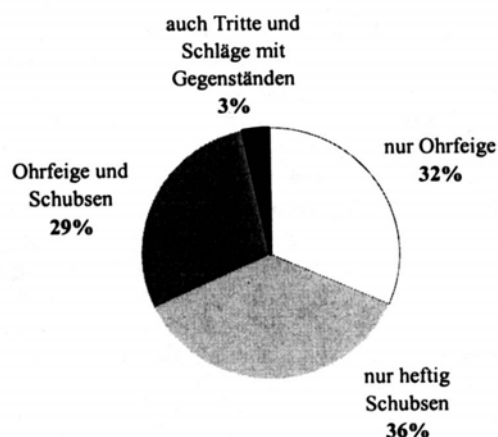
Stimme zu	18,2 % (224)
Stimme teilweise zu	27,8 % (342)
Stimme nicht zu	54,1 % (666)
Gesamt	100,0 % (1232)

Quelle: Lamnek/Ottermann, 2004: 101

Tabelle 4.2 gibt einen Hinweis auf das Denken von Eltern bezüglich einer Ohrfeige gegen Kinder. Der Aussage „Ab und zu eine Ohrfeige hat noch keinem Kind geschadet“ stimmten 18,2 % voll und 27,8 % teilweise zu. 54,1 % stimmten dieser Aussage nicht zu. „Da knapp die Hälfte aller Befragten die Ohrfeige als Erziehungsmittel mehr oder weniger akzeptiert, ist die gesellschaftliche Akzeptanz dieser „leichten Form der Gewalt“ durchaus verbreitet“ (Lamnek/Ottermann, 2004: 101). 32,1 % (396) der befragten Eltern gaben zu der Untersuchung an, Gewalt gegen die Kinder angewandt zu haben. Zwei Drittel (67,9 %,

837) gaben an, keine der erfragten Gewaltformen anzuwenden (vgl. Lamnek/Ottermann, 2004: 102).

Abb. 4.1: Häufigkeit der Gewaltformen gegen Kinder



Quelle: Lamnek/Ottermann, 2004: 102

Themenbezüglich gibt **Abbildung 4.1** bekannt, dass Heftiges Schubsen von Seiten der Eltern am meisten ausgeübt wird. Dahinter rangiert die Ohrfeige, gefolgt von der Ohrfeige und Schubsen. Tritte und Schläge mit Gegenständen liegen bei 3 %. Die Zahlen geben einen tendenziellen Hinweis, dass Gewalt zwar nicht täglich, wöchentlich als Erziehungsmittel angewandt wird, aber eben doch regelmäßig. Wenn 46 % der befragten Eltern teilweise oder voll zustimmen, dass eine Ohrfeige nicht schadet, kann im Umkehrschluss davon ausgegangen werden, dass in einer elterlichen Problemsituation mit dem Kind dieses Mittel auch zum Einsatz kommt. Die Recherche nach Zahlen mit Geschlechtertrennung bei der Ausübung häuslicher Gewalt auf Söhne und/oder Töchter gestaltet sich schwierig, da hierzu kaum Studien vorliegen. Gewalt wird in Familiengesprächen selten offen thematisiert, stellt ein Familiengeheimnis dar und die Angst vor der anstehenden Tat bzw. den Familienvätern verhindert ein Aussprechen des Geheimnisses. „Ausgehend von der Annahme, dass Gewalt gegen Kinder als Mittel der Erziehung eingesetzt wird, ist zu bedenken, dass Frauen zeitlich in einem viel stärkeren Maße in der Kindererziehung engagiert sind, d.h. wesentlich längere Kontaktzeiten haben als Väter. Das würde darauf hinweisen, dass Väter – relativ – doch häufiger zur Gewaltanwendung als Mittel der Erziehung neigen“ (Ebd.: 104). Leichte Formen körperlicher Gewalt (Klaps, Ohrfeige) wendeten 61 % der Mütter und 67 % der Väter gegen Kinder an. Schwere körperliche Gewalt (Tracht Prügel, Schläge mit Gegenständen) übten 29 % der Mütter und 26 % der Väter aus. Häufige Gewaltanwendungen an Kindern verübten 4 % der Mütter und 5 % der Väter (vgl. Buchner/Cizek, 2001b: 141). Eine österreichische Studie konnte nachweisen, dass sich die

Gewaltanwendungen von Vätern (55 %) und Müttern (45 %) ungefähr die Waage halten, aber die Mütter die Gewaltanwendungen gleichmäßig auf das jeweilige Kindesgeschlecht verteilen. Väter hingegen würden eindeutig vermehrt die Söhne mit Gewaltmitteln bestrafen (Haller et al., 1998 zit. n. Buchner/Cizek, 2001b: 141). Außerdem wurde nachgewiesen, dass 85 % aller Mädchen und 90,5 % aller Jungen zwischen 10 und 15 Jahren bereits Opfer einer physischen Gewalttat durch ihre Eltern sind (vgl. Habermehl, 1994 zit. n. Lamnek/Ottermann, 2004: 109). 85 % aller Mädchen und 90,5 % aller Jungen zwischen 10 und 15 Jahren haben bereits irgend eine Form physischer Gewalt durch die eigenen Eltern erlebt. Jungen mit Vollendung ihres 10. Lebensjahres werden deutlich häufiger Opfer körperlicher Gewalt als Mädchen. Die Häufigkeit der Gewalt von Eltern nimmt mit steigendem Alter stetig ab, während die meisten Übergriffe im Kindesalter bis Vollendung des 6. Lebensjahres auftreten (Habermehl, 1994; Haller et al. 1998 zit. n. Buchner/Cizek, 2001a: 130 f.). Kapitelpunkt 4.2.3.1 setzt an dieser Stelle an und veranschaulicht die Gewalttätigkeit in der Familie in den Augen der Schüler. Dabei werden die Wechselwirkungen zwischen dem elterlichem Fehlverhalten bzw. den defizitären Familiensituationen und den schulischen Gewalttaten der Schüler (Söhne) ersichtlich.

Nack geht dabei auf das Phänomen der Projektion ein. Elternteile, die in ihrer eigenen Kindheit Vernachlässigung, Trennung, Gewalt erfahren haben, erwarten nun unbewusst von ihren Kindern eine liebevolle Zuneigung in dem Maße, wie sie damals erwünscht war und nicht erhalten wurde. Kinder erhalten die Delegation, diese alten unverheilten Wunden durch ihre bedingungslose Liebe zu heilen. Die Bedürftigkeit und Sehnsucht des Elternteiles wird vom Kind erkannt, der Rollentausch akzeptiert, jedoch kann keine vorenthaltene Liebe zurückerstattet werden. Konflikte entstehen dann bei der Loslösung vom Elternhaus und den engen Bindungen. Elternteile erleben nun wieder die schon in der eigenen Kindheit gespürte emotionale Leere, so dass sich das loslösen wollende Kind als treu- und lieblos empfunden wird, was große Enttäuschungswut auslösen kann (vgl. 2001: 86). Nack schildert die unbewusste seelische Entlastung für Vater und Mutter, wenn dem Kind eine belastende mit Minderwertigkeitsgefühlen verbundene Rolle zugewiesen wird. Ein Elternteil erkennt in diesem Fall eine negative Wesensart wie Ängstlichkeit bei sich selbst, verleugnet und wehrt dies allerdings ab, weil Ängstlichkeit als generell schlecht angesehen wird. Dies geschieht häufig, weil in der eigenen Kindheit eine solche Wertung auch suggeriert wurde. Beim Kind wird nun diese Ängstlichkeit auch erkannt und massiv bekämpft, das Kind bei ängstlichen, schüchternen Verhaltensweisen getadelt. Der eigene innere Konflikt des Elternteiles mit einer überaus negativ empfundenen, eigentlich menschlichen Verhaltensweise, wird auf das Kind übertragen, wodurch es zum Sündenbock degradiert wird

(vgl. Nack, 2001: 101). Der eigene Sohn projiziert in diesen Fällen unbewusst die Bilder der eigens erlebten dyadischen Beziehung zwischen Vater-Sohn und dieser reagiert z.B. mit Kontaktabbruch und/oder Aggressivität auf den Sohn, da dieser für das Auftreten längst bewältigt geglaubter Kindheitserlebnisse verantwortlich gemacht wird.

Horst Petri spricht diesbezüglich von der „narzißtischen Besetzung“ des Sohnes durch den Vater, der seine ersehnten Träume in Erfüllung gehen sehen will. Der Sohn soll den grandiosen Vorstellungen des Vaters entsprechen, soll die Vatergrandiosität repräsentieren, da der Narzissmus des Vaters nach Anerkennung verlangt. Werden die Idealvorstellungen und Selbstbilder nicht durch den Sohn zurückgeworfen, wird das Eigene zum Fremden, der Sohn hätte Verrat am Vater geübt, was Aggressionen heraufbeschwören würde (vgl. 1997: 107 f.). Der von Petri beschriebene Narzissmusgedanke des Vaters tritt dem geringschätzenden Vaterfremdbild des Sohnes entgegen. Diese Ambivalenz lässt Enttäuschung, Verzweiflung und Aggressivität im Vater wie im Sohn hervortreten, weil der Vater durch das gering schätzende Bild, das sein Sohn ihm entgegenhält, in die eigene Kindheit rückversetzt wird und das damals ebenfalls gering schätzende Bild des eigenen Vaters über sich als damaligen Sohn wieder bewusst werden lässt. Der Vater spricht nicht über seine Gefühle, die Beziehung zur Partnerin verbessert sich nicht, das Feindbild auf den Sohn wird konkreter, denn vor dessen Geburt war die Beziehung noch befriedigender und harmonischer, bis sich die aufgestauten Gefühle und dauerhaft unterdrückten Bedürfnisse und Triebe in Aggressionsausbrüchen zeigen. Der Vater erblickt im Spiegelbild des Sohnes dessen Geringschätzung, Ablehnung und meint seine Bedeutungslosigkeit als Ehemann und Vater ausmachen zu können. Als Folge kann Verzweiflung, Kontaktabbruch, Aggressivität zum Sohn entstehen, weil er durch den Sohn z.B. wieder die eigenen „traumatischen“ Erlebnisse aus eigenen Kindheitstagen vor sich sieht: den verdrängenden, ablehnenden Vater und die funktionalisierende Mutter. Väterliches Fehlverhalten, besonders Gewalt als Erziehungsmittel, hat wiederum enorme Auswirkungen auf das Verhalten des Sohnes.

In jedem Fall aber werden die eindeutigen oder widersprüchlichen Aufträge der Väter verinnerlicht und können bei der Gewissensbildung eine geradezu tyrannische Macht entfalten. Dies ist besonders dann der Fall, wenn die Väter ihre Vorstellungen, Wünsche, Ideale, Ziele und Normen mit moralischem Druck, Unduldsamkeit, Verachtung, Drohung, Bestrafung und nicht selten mit körperlicher Gewalt durchzusetzen versuchen. (Ebd.: 103)

4.2 Bestandsaufnahme des männlichen (aggressiven) Verhaltens in der Schule

4.2.1 Krisenherd Hauptschule. Einem ernsten Aufschrei des Lehrerkollegiums einer Berliner Hauptschule folgt eine erste, ernstgemeinte, mediale Diskussionswelle

Im Frühjahr 2006 wurde eine deutschlandweite Diskussion zum Thema Schule und Gewalt losgetreten. Auslöser hierfür war ein Brief der kommissarischen Leiterin einer Hauptschule in Berlin an den Berliner Senat (Schulbehörde). In diesem Brief gab die Leiterin aufgrund einer Lehrerkonferenz in ihrer Schule bekannt, dass dort z.Zt. ein sinnvolles Lehren nicht möglich sei, aufgrund der hohen Gewaltbereitschaft unter den Schülern, die auch nicht vor Übergriffen auf die Lehrkörper zurückschreckten. Die Leiterin bat um einstweilige Schließung ihrer Schule und der schnellstmöglichen Auflösung ihrer sowie aller Hauptschulen und deren Zusammenlegung mit den benachbarten Realschulen zu Gesamtschulen (vgl. Brinkbäumer et al., 2006: 22 ff.). Einige Medien bedienten sich dieser Thematik und debattierten über die Schulsituation an Deutschlands (Haupt-)Schulen.

- In einer Augsburger Hauptschule zogen drei Mädchen und ein Junge einem 13-jährigen Mitschüler die Hose herunter und quälten ihn am Penis. Zuvor sollen sie andere Mitschüler gezwungen haben, Urin zu trinken.
- In einer Hamburger Hauptschule stieß ein 15-Jähriger einem Gleichaltrigen ein Messer in den Bauch. Der Junge musste notoperiert werden.
- In einer Hauptschule in Salzgitter erpressten zwei 15-Jährige über Monate einen jüngeren Mitschüler, erbeuteten Geld, Handys und Telefonkarten im Gesamtwert von 20 000 Euro. Die beiden Täter wurden verhaftet.
- In einer Wolfener Hauptschule (Sekundarschule) prügelte ein 18-Jähriger auf einen Schulfreund ein, nachdem der ihn „männliche Schlampe“ genannt hatte. Das 16-jährige Opfer starb zwei Tage später an einer Hirnblutung. (Krause/Mathes, 2006: 40)

Anhand dieser kurzen Auflistung aggressiver Aktivitäten, deren Aussagen nicht ubiquitär zu verallgemeinern sind, fällt auf, dass mehr männliche Schüler als Täter und Opfer beschrieben werden als Schülerinnen. Aufgrund der relativen Aussagekraft dieser 4 Straftaten wird sich in den folgenden Kapitelpunkten, mit Hilfe einiger Studien zum Thema Gewalt in Deutschland und deutschen Schulen, diesen Eindrücken gewidmet, um haltbare, ubiquitäre Aussagen über das männliche Geschlecht und deren Gewalttaten ermöglichen bzw. festigen zu können. An den oben aufgelisteten 4 Beispielen ist zu erkennen, dass die Täter zwischen 11 - 13 und 18 Jahren waren, sich somit im Entwicklungsabschnitt der späten Kindheit und der Adoleszenz befanden. Durch die breite Berichterstattung in den Medien, losgelöst anhand der Problematiken an der Berliner Rütli-Hauptschule, könnte

spontan der Eindruck entstehen, dass die Kriminalität an Schulen überdurchschnittlich stark angestiegen sein muss, da eine solche briefliche „Bankrotterklärung“ eines Lehrerkollegiums deutschlandweit einmalig gewesen ist. Diesbezüglich gibt der Kriminologie-Professor an der Ruhr-Universität Bochum Thomas Feltes bekannt, dass die Anzahl der Gewalttaten an deutschen Schulen in den letzten Jahren nicht nennenswert angestiegen ist. Die Quantität ist gleichgeblieben, jedoch hat die Qualität des Gewalthandelns zugenommen, in dem z.B. häufig noch nachgetreten wird, wenn das Opfer bereits am Boden liegt (vgl. Krause/Mathes, 2006: 40). Diese These bestätigte Martin Dornes auf der im zweiten Kapitel erwähnten Fachtagung. Auch Dornes resümierte, dass die Quantität von Gewalt-handlungen nicht zugenommen hat, wenngleich dieser Eindruck entsteht, was u.a. mit der Erhöhung der Polizeipräsenz, der gestiegenen medialen Aufmerksamkeit und verstärkten Anzeigebereitschaft der Gesellschaft zu tun hat. Dornes verneinte sogar einen qualitativen Anstieg von Gewalthandlungen und berief sich auf ein früheres Mehr kriegerischer Auseinandersetzungen. Dieser zweiten Behauptung muss skeptisch gegenüber getreten werden, da die Schulen und Schüler niemals Auslöser von nationalen (internationalen) Kriegen gewesen sind. Dornes bezog seine Thesen jedoch nicht auf die Schulgewalt speziell, sondern im Hinblick auf die gesamtgesellschaftlich gesehenen Gewalttaten außerhalb der Schule. Prügeleien waren sicherlich auch vor Jahrzehnten unter den sich rivalisierenden Jungenbanden an der Tagesordnung, aber das Tragen und Anwenden von Waffen wie Messern, Schlagstöcken, Schlagringen, Wurfsternen, Pfeffer-Sprays ist eine „Mode“ der Neuzeit vor allem unter den Männern und männlichen Schülern geworden. Der Respekt vor autoritären Personen wie den Lehrkörpern sinkt, Übergriffe von Schülern auf Lehrer sind keine Seltenheit mehr. „So wurde eine Lehrerin, die einen Streit zu schlichten versuchte, von einem Schüler ins Gesicht geschlagen. Und einem Sportlehrer, der ebenfalls zwei Streithähne auseinander bringen wollte, traf ein Hieb mit einem Schlagring auf die Nase. An einer Düsseldorfer Hauptschule stieß ein Achtklässler seinen Lehrer die Treppe hinunter. Der Pädagoge hatte den Jungen während des Unterrichts aufgefordert, seinen MP3-Player auszuschalten“ (Ebd.: 42). Auch diese Beispiele geben einen ersten möglichen Hinweis, dass die Gewalttaten an den Schulen mehrheitlich vom männlichen Geschlecht begangen werden und zwar scheinbar am heftigsten beginnend mit der Phase der Adoleszenz bzw. dem Übergang von der Grundschule auf eine weiterführende (Haupt-)Schule. In der Zeitschrift „DER SPIEGEL“ wurden Statistiken (polizeiliche Kriminalstatistik und Statistik des Bundesverbands der Unfallkassen) veranschaulicht.

Abb.4.2: *Gewaltkriminalität tatverdächtiger Kinder und Jugendlicher 1993 - 2004*



Quelle: Brinkbäumer et al., 2006: 23

Die **Abbildung 4.2** zeigt Zahlen zur Gewaltkriminalität in vierjährigen Zeitverläufen von 1993 bis 2004, die von 24615 aus dem Jahr 1993 stetig auf 54091 im Jahr 2004 anstiegen. Lediglich 2002 gab es einen nicht nennenswerten Gleichstand (Rückgang) mit dem Jahr 2001. Diese Zahlen dokumentieren einen Anstieg der Tatverdächtigen für Gewaltdelikte um 213 % von 1993 bis 2004, sie haben sich demnach etwas mehr als verdoppelt. Die Zahlen müssen einerseits ernst genommen werden, andererseits auch relativierend betrachtet werden. Denn, so gab Prof. Dargel in seinem Seminar „Jugenddelinquenz“ bekannt, nicht jeder Tatverdächtige hat die ihm angelastete Tat auch begangen bzw. wird für die Straftat, die er begangen haben soll, vom Gericht schuldig gesprochen. Ob sich der Tatverdacht auch tatsächlich erhärtet, klärt erst eine Beweisführung und die Rechtsprechung des Staatsanwaltes. Ein Anstieg der Tatverdächtigenbelastungszahlen kann auch damit begründet sein, dass die Polizeikräfte aufgestockt wurden bzw. mehr Polizisten Bereitschaftsdienst hatten oder/und die Bevölkerung 2004 viel eher bereit war, Tatverdächtige prompt anzuzeigen als noch 1993. Möglicherweise war man damals eher geneigt wegzusehen oder ein Auge zuzudrücken, um sich weiteren Ärger zu ersparen oder weil kleinere bis mittelschwere Delikte einer normalen Jungensozialisation zugebilligt wurden.

Abb. 4.3: *Raufunfälle bei Schülern aus dem Jahr 2003*



Quelle: Brinkbäumer et al., 2006: 23

Die **Abbildung 4.3** gibt Aufschluss über die Raufunfälle an verschiedenen Schulformen. Bei den Hauptschülern ergab sich der höchste Wert. Sonderschüler kamen auf den zweit-, Realschüler auf den dritt-, Gymnasiasten auf den vierthöchsten Wert und an letzter Stelle kamen die Grundschüler. Gemittelt ergab sich ein Wert von 11,3 bei allen Schülern, dem ein Wert von 15,5 aus dem Jahr 1993 gegenübersteht, somit insgesamt um 4,2 je 1000 Schüler zurückgegangen ist. Die Hauptschüler begingen im Jahr 2003 ca. doppelt so viele Raufunfälle wie Sonder- und Realschüler und fast 6-mal so viele wie Gymnasiasten. Haupt- und Sonderschüler waren verantwortlich für die meisten Raufunfälle. Somit müsste das Hauptaugenmerk auf diese beiden Schulformen gelegt, vor allem aber Änderungen im Hauptschulbereich geschaffen werden, denn hier ergaben sich so viele Unfälle wie sie Sonder- und Realschüler zusammen begingen.

In der Gruppe mit großen sprachlichen Schwierigkeiten befanden sich sogar doppelt so viele Jungen wie Mädchen. Durch diese Lese- und Rechtschreibschwäche können Jungen häufig auch die Hürde zu einer weiterführenden Schule nicht nehmen: 56 Prozent der Haupt- und 64 Prozent der Sonderschüler in Deutschland sind Jungen. Die Zahl der Jungen an Gymnasien sinkt! Die Ursachen hierfür sind sicherlich nicht nur in der Gehirnstruktur und in der geschlechtsspezifischen Erziehung zu finden: die veranlagte Schwäche wird in der Regel durch das soziale Umfeld verstärkt. (Preuschoff, 2004: 102)

Diese Zahlen geben bei aller Relativität Anlass zur Besorgnis, da sie die Notwendigkeit von Veränderungen der Schulformen oder/und der pädagogischen Interventionen innerhalb der einzelnen Schulen dokumentieren.

Prof. Dr. Pfeiffer, Kriminologe vom kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen bestätigt diese Zahlen in der Fernsehsendung „Berlin Mitte“ vom 06.04.06. Er berichtet, dass die Zahlen zur Gewalttätigkeit auf Hauptschulen 4-mal so hoch wie auf Gymnasien und doppelt so hoch wie auf Realschulen sind. Die Zahl der Gewaltdelikte ist an Schulen seit 1997 um 27 % zurückgegangen. Dies trifft aber nicht auf die Brennpunktschulen innerhalb der Städte zu. Hier verzeichnet Pfeiffer einen gegensätzlichen Trend, die Gewalthandlungen steigen deutlich an. Er begründet dies mit den Gewalterfahrungen, die diese Schüler in ihren eigenen Familien erleiden, da doppelt bis 3-mal so viel Gewalt in den Familien mit Migrationshintergrund existiert. 20 % der jungen Täter in Berlin sind deutschstämmig, 32 % arabisch-stämmig und 48 % haben eine andere Herkunft. Pfeiffer zeigt ein anderes Beispiel auf: 56 % der Jungen in Dortmund haben bis zum Alter von 10 Jahren einen Fernseher im eigenen Zimmer, dagegen in München nur 26 %. Gleichzeitig schaffen 45 % Münchener Jungen einen Gymnasialabschluss, in Dortmund sind es lediglich 29 %.

Diese Aussagen und Zahlen geben einen weiteren Aufschluss über die Familienstrukturen und diesbezüglichen Gewaltdelikte von Schülern. Wenn Raufunfälle gehäuft bei Hauptschülern vorkommen, dann ist davon auszugehen, dass in den Familien dieser Schüler auch häufig Gewalt angewendet wird. Auf den Hauptschulen der Großstädte sind überwiegend Schüler mit Migrationshintergrund bzw. nicht deutscher Herkunft und in diesen Familien ist die Gewaltbereitschaft doppelt bis dreifach so hoch, so dass die Raufunfallzahl unter den Hauptschülern etwas erklärbarer erscheint.

Im zweiten Kapitel wurde erwähnt, dass auch deutsche Väter Gewalt als Erziehungsmittel ansehen, anwenden und damit eher Jungen bestrafen. In Familien ausländischer Herkunft sind es meist die Väter, die für die Familienehre einstehen und Obacht auf alle Familienmitglieder legen. Wird diese Ehre beschmutzt, ist körperliches Strafen vom Vater am Jungen keine Seltenheit, da dieses Erziehungsmittel im Herkunftsland geboten erscheint. Darüber hinaus werden die männlichen Familienmitglieder angehalten, der Ehre der Familie beizustehen, indem Beleidigungen und Provokationen mit körperlichen Übergriffen beantwortet werden. „Die einzige hin und wieder wirksame Drohung ist die Drohung, den Vater anzurufen. Der Vater, das zieht, bei den Kurden-Kids, bei den Türken-Kids, bei den Libanesen-Kids. Neulich diskutierten sie über den hessischen Fragenkatalog für Einbürgerungswillige, auch über die Frage, ob es erlaubt sei zu schlagen bei der Erziehung. *Klar Mann*, das war das Echo am Rütli“ (Brinkbäumer et al., 2006: 34).

Fatal wäre es, das Schulproblem lediglich auf Väter und Söhne mit Migrationshintergrund zurückzuführen. Denn der Anteil an ausländischen Schülern verringert sich von Realschule bis Gymnasium, wobei dennoch hohe Zahlen an Unfällen bzw. Gewalttaten auftreten, die nicht ausschließlich nur von ausländischen Schülern begangen werden. Als Beispiel sei die Katastrophe im April 2002 am Erfurter Gutenberg-Gymnasium genannt, bei der ein deutscher 19-Jähriger Gymnasiast 16 Personen erschoss, darunter 12 Lehrer.

Eltern sind oft geneigt, ihre mangelnden Qualitäten auszugleichen, indem sie ihre Kinder materiell überversorgen, um u.a. ihr Gewissen zu beruhigen. Am Beispiel der Fernseheranschaffung und des Fernsehkonsums von Dortmunder und Münchner Jungen bestätigt sich dies vermutlich. Die Familienmitglieder in München sind qualitativ wie quantitativ emotionaler einander zugewandt als in Dortmund, wo Kinder anstatt den Familienmitgliedern in größerem Maße dem Fernseher zugewandt sind. Daraus folgt u.a., dass beinahe halb so wenig männliche Schüler in Dortmund einen Gymnasialabschluss schaffen als in München. Die Jungen in München werden emotional durch Beziehungsarbeit beschäftigt, während Jungen in Dortmund den Verlust von Familien- durch Fernsehernähe auszugleichen

haben. Als Fazit kann bereits an dieser Stelle festgehalten werden, dass körperliches Strafen von Seiten der Eltern und ein hoher, frühzeitig einsetzender Fernsehkonsum Bedingungen für Leistungsschwäche und Verhaltensauffälligkeiten in der Schule sind.

Leider geben die Statistiken und Zahlen bisher keine grundsätzliche Auskunft darüber, welches Geschlecht überwiegend für Gewaltdelikte verantwortlich ist. Da es keine Studie über Gewalt an allen deutschen Schulen gibt, berufen sich die folgenden Kapitelpunkte auf eine breite, wissenschaftlich-fundierte Studie zur Gewaltthematik an bayrischen Schulen.

4.2.2 Studie zum Tatort Schule: Gewalt an Schulen 1994 - 1999

Der Inhalt dieses Kapitelpunktes umfasst eine empirische Untersuchung aus den Jahren 1994 und 1999 zur Spezifik des Gewalthandelns an Schulen. Die Studienergebnisse stammen aus den Befragungen von 8000 Schülern und etwas mehr als 1600 Lehrern, wobei sich die Erhebung auf die allgemeinbildenden Schulen und die Berufsschulen in Bayern bezieht. Neben Grundschulern wurden auch Sonder- und Berufsfachschüler von der Untersuchung ausgeschlossen, zum Teil aus rein pragmatischen Überlegungen und aufgrund unterschiedlicher Intelligenzniveaus. Fokussiert wurden die Jahrgangsstufen 5 bis 13 an Haupt-, Real-, Berufsschulen und Gymnasien (vgl. Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 56 ff.).

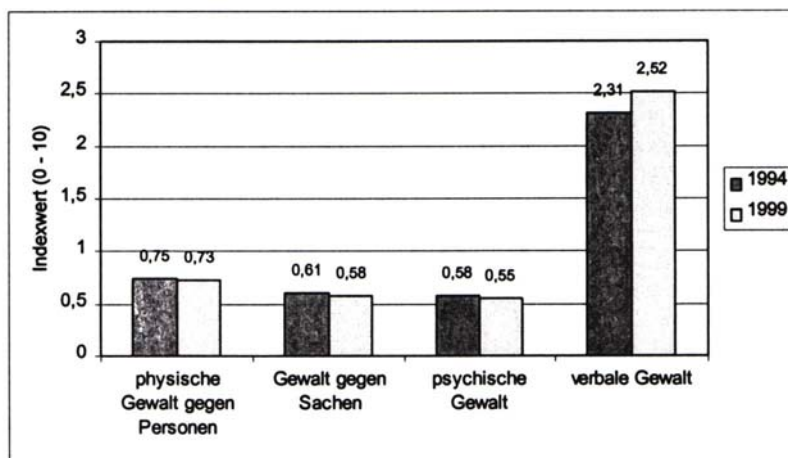
Neben dem reinen Gewaltverhalten, daß es im Rahmen unserer Untersuchung quantitativ zu bestimmen gilt, um Aussagen über die Verbindung und Entwicklung von Gewaltphänomenen machen zu können, geht es also darum, den Einfluss von verschiedenen Phänomenbereichen auf die Gewalttätigkeit und die Gewalthäufigkeit im Kontext des sozialen Raumes Schule zu identifizieren. Diese sozialen Hintergrundvariablen der Akteure können [...] durch individuelle Dispositionen, wie auch durch die sozialen Strukturen der Institution Schule moderiert und modifiziert werden. Denn die Schule wirkt sowohl auf psychische Dispositionen wie auch auf individuelle Basismerkmale der Schüler – intendiert im Rahmen der schulischen Erziehung und nicht-intendiert im Rahmen der weiter gefassten Sozialisation – ein, wobei sie deren Wirksamkeit in Bezug auf das Phänomen Gewalt an Schulen verändern – also verstärken bzw. einschränken – kann. (Ebd.: 54)

Das Zitat macht deutlich, welche entscheidende Rolle auch die Schule einnimmt bzw. ihre Lehrer (Sozialpädagogen) in Bezug auf gewalttätiges Agieren der Schüler einnehmen. Neben den Eltern sind es mit Beginn der Schulpflicht die Lehrer (Sozialpädagogen), die die jungen Schüler zu sozialisieren versuchen. Eine negative Schul- und Lebenslaufbahn eines Schülers muss zwangsläufig die Aussage erlauben, dass in einem solchen Fall sowohl Eltern als auch Schule, Lehrer und Sozialpädagogen einerseits verantwortlich sind

und andererseits in ihren Sozialisationsaufgaben versagt haben. Bereits an dieser Stelle wird deutlich, welch hohen Stellenwert Jugendhilfe bzw. (Schul-)Sozialarbeit zu leisten im Stande sein kann oder besser muss, nämlich als Sozialisationsbindeglied zwischen Eltern, Lehrern (Erziehern) und dem Kind. Hierzu aber im nachfolgenden Kapitel wissenschaftlich-thematisch eine detailliertere Bezugnahme.

Damit die folgenden Relativzahlen interpretiert werden können, muss erklärt werden, dass in den Jahren 1994 und 1999 14,5 % bis 17 % mehr männliche als weibliche Schüler befragt wurden. 1994 wurden am meisten Berufsschüler (1204) vor Gymnasiasten (1000) und Hauptschülern (922) befragt. 1999 waren es am meisten Berufsschüler (1440) vor Hauptschülern (1217) und Gymnasiasten (1019). In beiden Jahren wurden am wenigsten die Realschüler (483 und 529) befragt. Bezüglich der Jahrgangsstufen fällt auf, dass 1994 und 1999 am meisten Schüler der 10. Klasse befragt wurden, gefolgt von der 12. Klasse. Am wenigsten wurden Schüler der 13. Klasse befragt, insgesamt 3609 im Jahr 1994 und 4205 Schüler im Jahr 1999 (vgl. Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 81 ff.). Diese Zahlen sind wichtig für die bessere Interpretationsfähigkeit der folgenden Tabellen und Abbildungen und verdeutlichen, dass ein Vergleich zwischen den jeweiligen Schularten möglich ist, auch zwischen Jungen und Mädchen, da sich die jeweiligen Zahlen annähernd gleichen. Bei aller Relativität von Zahlen aus Studien muss den daraus entstandenen negativen wie positiven Ergebnissen mit Ernsthaftigkeit gegenübergetreten werden.

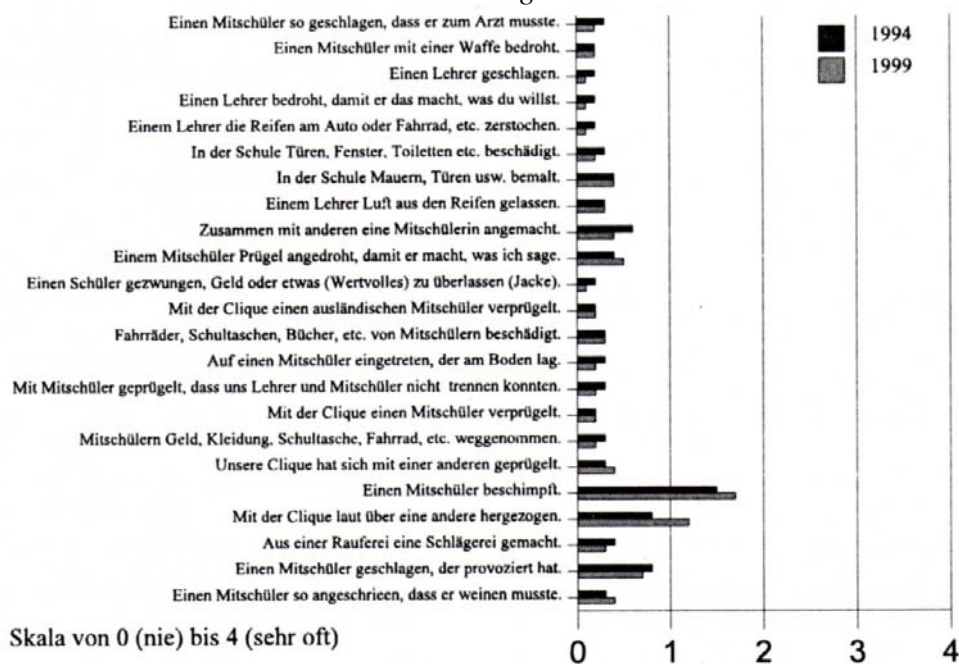
Abb. 4.4: Verschiedene Formen von Gewalt an Schulen – 1994 und 1999



Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 108

Abbildung 4.4 verdeutlicht, dass lediglich die Anzahl der verbalen Gewalt von 1994 auf 1999 angestiegen ist, aber nur um 0,21 Punkte. Physische Gewalt gegen Personen, Gewalt gegen Sachen und psychische Gewalt sind weder nennenswert angestiegen noch gefallen. Alle Gewaltformen erreichen keinen hohen Indexwert, der von 0 bis 10 zu ermitteln war.

Abb. 4.5: Verschiedene Gewalthandlungen an Schulen – 1994 und 1999



Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 109

Abbildung 4.5 schlüsselt verschiedene Gewalttaten aus den Jahren 1994 und 1999 explizit auf. Keine der aufgeführten Gewalthandlungen erreicht den Skalenwert von 4 (sehr oft). Der Maximalwert liegt 1999 bei 1,8 für die Beschimpfung eines Mitschülers. Alle Gewalthandlungen sind von 1994 auf 1999 nicht nennenswert angestiegen oder abgefallen, die Gewalt an Schulen stagniert in dieser Untersuchung. Insgesamt sind 5 Gewalthandlungen leicht angestiegen, 6 Gewalthandlungen gleichgeblieben und 12 Gewalthandlungen leicht zurückgegangen. „[...] Die Frage, ob Gewalt an Schulen von 1994 auf 1999 zugenommen hat, ist insgesamt wohl mit *nein* zu beantworten. Das allgemeine Gewaltniveau an bayrischen Schulen hat sich zwischen 1994 und 1999 kaum verändert und erscheint nach wie vor nicht besorgniserregend hoch“ (Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 107).

Tab. 4.3: Gewalt an Schulen nach Geschlecht (1994 und 1999 im Vergleich) Täterindizes (0 - 10)

	Gewaltform			
	physische Gewalt	Gewalt gegen Sachen	psychische Gewalt	verbale Gewalt
1994				
Schüler	1,0	0,8	0,8	2,5
Schülerinnen	0,3	0,3	0,3	2,1
1999				
Schüler	1,1	0,7	0,7	2,8
Schülerinnen	0,3	0,4	0,3	2,1
Veränderung 1999 gegenüber 1994				
Schüler	+0,1	- 0,1	- 0,1	+0,3
Schülerinnen	-	+0,1	-	-

Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 110

Allerdings zeigt **Tabelle 4.3** relativ deutlich, dass die männlichen Schüler oft doppelt so häufig gewalttätig auffielen wie die Schülerinnen. Die physische und verbale Gewalt nahm bei männlichen Schülern mit 0,1 bzw. 0,3 von 1994 auf 1999 zu. Gewalt gegen Sachen sowie psychische Gewalt ging jeweils um 0,1 zurück. Auffallend ist, dass physische Gewalt fast 4-mal so häufig in beiden Jahren von männlichen als von weiblichen Schülern angewandt wurde. Bei Gewalt gegen Sachen und psychischer Gewalt traten Jungen in der Schule doppelt so häufig auf wie Mädchen. Lediglich bei verbaler Gewalt gab es 1999 eine Angleichung zwischen Jungen und Mädchen. Die verbale Gewalt war bei männlichen Schülern in beiden Jahren allerdings ca. 2,5-mal so häufig wie die physische Gewalt. „Sehr deutliche Differenzierungen in den Gewaltaktivitäten bestehen nach dem Geschlecht, wobei die Anwendung von Gewalt sowohl 1994 als auch 1999 eindeutig [...] eine Domäne der männlichen Schüler war“ (Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 109). Es muss betont werden, dass weniger Mädchen an der Befragung teilnahmen und die Täterindizes (0 - 10) mit dem Spitzenwert von 2,8 für verbale Gewalt gering bei den männlichen Schülern sind.

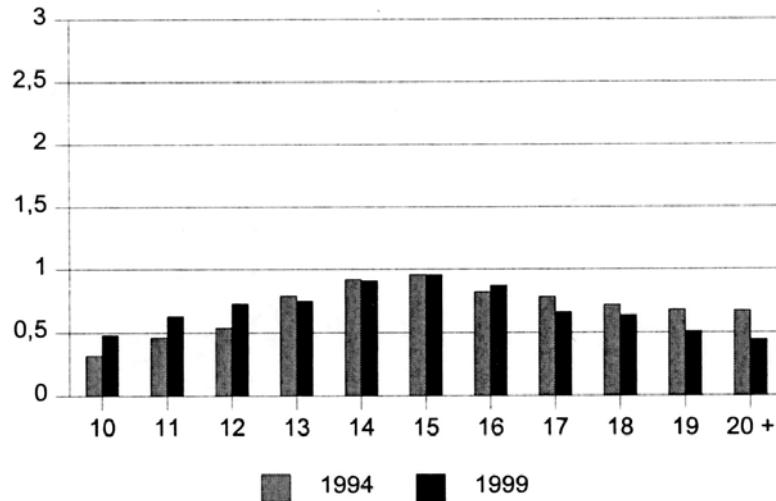
Tab. 4.4: Gewalt an Schulen nach Alter (1994 und 1999), Täterindizes (0 - 10)

Altersklassen (in Jahren)	Gewaltform			
	physische Gewalt	Gewalt gegen Sachen	psychische Gewalt	verbale Gewalt
1994				
10-13	0,6	0,3	0,3	2,0
14-17	0,9	0,8	0,7	2,6
18 u. älter	0,7	0,7	0,6	2,1
1999				
10-13	0,7	0,4	0,4	2,3
14-17	0,8	0,7	0,6	2,8
18 u. älter	0,6	0,5	0,5	2,3
Veränderung 1999 gegenüber 1994				
10-13	+0,1	+0,1	+0,1	+0,3
14-17	-0,1	-0,1	-0,1	+0,2
18 u. älter	-0,1	-0,2	-0,1	+0,2

Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 112

Tabelle 4.4 vergleicht die Altersklassen an Schulen. Es fällt auf, dass 14- bis 17-Jährige bei allen Gewaltformen den Spitzenwert einnahmen. Bei den 18-Jährigen und Älteren stieg nur die verbale Gewalt um 0,2 im Jahre 1999 an, bei psychischer, physischer Gewalt und Gewalt gegen Sachen konnte ein Rückgang von 0,1 - 0,2 verzeichnet werden. Die 10- bis 13-Jährigen und die 18-Jährigen und Älteren fielen weniger durch Gewalthandlungen auf.

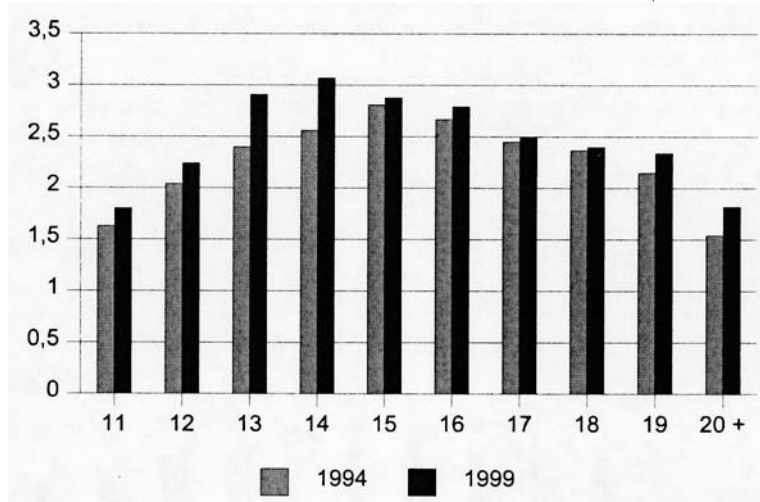
Abb. 4.6: Physische Gewalt nach dem Alter 1994 und 1999 (Index von 0 - 10)



Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 113

Abbildung 4.6 zeigt den Altersvergleich bei physischer Gewalt. Im Alter von 15 Jahren wurde in beiden Jahren der Spitzenwert (0,9) erreicht. Am auffälligsten waren die 15-Jährigen, gefolgt von den 14- und den 16-Jährigen. Bei den 10- bis 12-Jährigen haben sich die physischen Gewaltaktionen im Jahr 1999 erhöht, während sie bei den 17- bis 20-Jährigen leicht zurückgegangen sind. Dies deutet darauf hin, dass vor allem dem sich in der Adoleszenz befindenden Schüler eine erhöhte Aufmerksamkeit auf Seiten der Eltern, Lehrer und Sozialpädagogen zugute kommen muss. Aber auch den jüngeren Schülern, da sie 1999 im Alter von 10 - 12 Jahren häufiger physisch gewalttätig agierten als 5 - 10 Jahre später.

Abb. 4.7: Verbale Gewalt nach dem Alter 1994 und 1999 (Index von 0 - 10)



Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 114

Ähnlich ist auch die **Abbildung 4.7** in Bezug auf verbale Gewalt zu interpretieren. Die 11-Jährigen fielen verbal genauso auffällig auf, wie die 20-Jährigen und Älteren. Hier zeigt sich, dass die verbalen Entgleisungen für jede Altersstufe von 1994 auf 1999 zugenommen

hatten. Die verbale Gewalt stieg früh relativ stark an und hatte 1999 den Spitzenwert bei der Altersstufe 14, gefolgt von den Altersstufen 13 und 15. Ab dem 14. Lebensjahr gingen die verbalen Gewalthandlungen sukzessive zurück. Das Hauptaugenmerk sollte deshalb auf den Schülern in der frühen Adoleszenz liegen. Wenn präventiv gearbeitet werden soll, dann ebenfalls auch bei den Schülern in der späten Kindheit bzw. im Grundschulalter.

Tab. 4.5: Gewalt an Schulen 1999 nach Altersklassen, Geschlecht und Schulart

Altersklasse	Gewaltform							
	physisch		gg. Sachen		psychisch		verbal	
Hauptschule								
	m	w	m	w	m	w	m	w
10-13 Jahre	1,2	0,4	0,4	0,4	0,5	0,3	2,5	2,2
14-17 Jahre	1,7	0,6	1,0	0,6	1,0	0,5	3,4	3,3
Berufsschule								
	m	w	m	w	m	w	m	w
14-17 Jahre	1,1	0,3	0,8	0,3	0,8	0,3	2,9	2,1
18 J. u. älter	1,0	0,1	0,9	0,2	0,8	0,1	2,7	1,6
Realschule								
	m	w	m	w	m	w	m	w
10-13 Jahre	0,9	0,4	0,5	0,4	0,5	0,5	2,8	1,8
14-17 Jahre	1,0	0,1	0,8	0,3	0,8	0,2	3,0	2,3
18 J. u. älter	0,9	0,2	0,4	0,0	0,5	0,1	3,0	0,7
Gymnasium								
	m	w	m	w	m	w	m	w
10-13 Jahre	0,9	0,2	0,5	0,5	0,6	0,3	2,3	2,2
14-17 Jahre	0,7	0,3	0,9	0,5	0,6	0,2	2,6	1,8
18 J. u. älter	0,3	0,1	0,3	0,2	0,3	0,1	2,3	1,5

Unterlegte Werte sind signifikant größer als die Vergleichswerte der anderen Altersklassen.

Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 115

Tabelle 4.5 veranschaulicht, dass bei den männlichen Hauptschülern der Altersklasse von 14 - 17 Jahren vor allem die verbale Gewalt deutlich vor der physischen Gewalt überwog. Bei den 10- bis 13-Jährigen kam dies im Vergleich relativ deutlich seltener vor. Physische Gewalt kam bei den Hauptschülern, hier vor allem bei den männlichen, am häufigsten bei den 14- bis 17-Jährigen, im Vergleich mit allen anderen Schulformen vor. Bei den Gymnasien ist interessant, dass die 10- bis 13-Jährigen am häufigsten physisch gewalttätig auffielen und zwar 4,5-mal häufiger als die altersgleichen Mädchen bzw. 3-mal häufiger als die männlichen 18-Jährigen und Älteren. Die 14- bis 17-Jährigen männlichen Hauptschüler nahmen im Vergleich mit den anderen Schulformen und Schülern der gleichen Altersklasse bei allen Gewaltformen Spitzenwerte ein. Die 10- bis 13-Jährigen männlichen Hauptschüler folgen z.B. bei physischer Gewalt an zweiter Stelle, gefolgt von 14- bis 17-jährigen

männlichen Berufsschülern sowie den altersgleichen männlichen Realschülern und 18-jährigen und älteren Berufsschülern. Die 14- bis 17-jährigen männlichen Hauptschüler waren ca. 2,5-mal häufiger physisch gewalttätig als im Vergleich die altersgleichen Gymnasiasten. Unter den Gymnasiasten fielen die männlichen Schüler der Altersklasse 14 - 17 Jahre am häufigsten durch Gewalt gegen Sachen, psychische und verbale Gewalt auf. Auch bei den anderen Schularten fielen die 14- bis 17-Jährigen generell am häufigsten gewalttätig auf. Die 14- bis 17-jährigen männlichen Realschüler waren 10-mal häufiger physisch gewalttätig als ihre Klassenkameradinnen. Insgesamt fällt auf, dass die männlichen Schüler außer bei verbaler Gewalt, doppelt bis 10-mal häufiger für physische, psychische und Gewalt gegen Sachen verantwortlich waren als im Vergleich die altersgleichen Schülerinnen. Männliche Gymnasiasten scheinen die physische Gewalt zu kompensieren, weil sie ca. 2,5-mal so oft verbale Gewalt im Alter von 10 - 13 Jahren, 3,5-mal so oft im Alter von 14 - 17 Jahren und gar 7,5-mal so oft mit 18 Jahren und älter anwendeten.

Auf der einen Seite verdeutlichen die Tabellen die Richtigkeit der Infragestellung der Hauptschulform und des medialen Interesses an männlichen Hauptschülern und deren Gewalthandlungen. Andererseits wird auch erkenntlich, dass es den männlichen Schülern auf anderen Schulformen entweder nicht grundlegend besser geht als im Vergleich den altersgleichen Hauptschülern oder aber den altersentsprechenden Schülerinnen derselben Schulform. Wenngleich die Zahlen um den Indexwert von 1 bei physischer Gewalt z.B. tatsächlich nicht besorgniserregend sind, gibt die Tatsache Anlass zur Besorgnis, dass es den männlichen Schülern im Vergleich mit Schülerinnen bis auf die verbale Gewaltform deutlich schlechter ergeht bzw. die männlichen Schüler überhäufig verschiedene Gewaltformen anwenden als im Vergleich ihre Mitschülerinnen. Das deutsche Schulsystem ist scheinbar mädchenfreundlicher und jungenfeindlicher. Aufgestaute familiäre Aggressionen werden familienextern in der Schule entladen und nicht adäquat, sozialisationsförderlich aufgearbeitet. Durch deren entwicklungspsychologische Bestrebungen zeigen Jungen dem System Schule und den Lehrern die Grenzen auf. Sie verdeutlichen durch Gewalttaten das Scheitern des Systems Schule, vor allem der Hauptschule. Der Entwicklungscharakteristik der Jungensozialisation wird im deutschen Schulsystem nicht gebührend Rechnung getragen, was für alle Schulformen gilt. Die physische Gewalt nimmt sukzessive ab, ist relativ gering, aber die verbale Gewalthäufigkeit nimmt sukzessive zu und ist relativ hoch.

4.2.2.1 Gewalttätigkeit in der Familie in den Augen der Schüler

Im Hinblick auf die Gewalt innerhalb der Familien lohnt sich der Blick auf die tabellarisch zusammengefassten Meinungen der Schüler.

Tab. 4.6: Erziehungsstil in der Wahrnehmung der Schüler. Vergleich 1994 und 1999

Erziehungsstil	Jahr		Gesamt
	1994	1999	
hart, streng, z. T. ungerecht	5,0% (163)	5,9% (227)	5,5% (390)
hart, aber gerecht	31,9% (1045)	34,9% (1345)	33,6% (2390)
liebepoll	26,1% (854)	27,7% (1067)	27,0% (1921)
wechselhaft	37,0% (1209)	31,4% (1210)	34,0% (2119)
Gesamt	100,0% (3271)	100,0% (3849)	100,0% (7120)

Chi² = 24,99; d. f. = 3; p = 0,000; C_{kor} = 0,08.

Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 192

Tabelle 4.6 veranschaulicht, dass 1999 der harte, aber gerechte Erziehungsstil am häufigsten angewandt wurde, gefolgt von einem wechselhaften und einem liebevollen Erziehungsstil. 5,9 % gaben an, hart, streng und zum Teil ungerecht erzogen zu werden. 1994 war der wechselhafte Erziehungsstil maßgebend bei den Schülern, gefolgt von einem harten, aber gerechten Erziehungsstil und wiederum an dritter Position dem liebevollen Stil. Der uneindeutige, wechselhafte Erziehungsstil sank von 1994 auf 1999 um 5,6 %. Damit wurden die Kinder Ende der 90er zwar einerseits eindeutiger erzogen, aber auf der anderen Seite auch um 3 % härter, wenngleich gerecht. Leichter zugenommen hatte 1999 der Erziehungsstil hart, streng, zum Teil ungerecht und der liebevolle Erziehungsstil.

Fuchs/Lamnek/Luedtke geben ohne tabellarischen Verweis bekannt, dass sich die Schülerinnen häufiger einem wechselhaften und liebevollen Erziehungsstil konfrontiert sahen als im Vergleich ihre Mitschüler. Diese wurden öfter härter, aber gerecht erzogen. Harte, strenge, zum Teil ungerechte Erziehungsstile kamen bei beiden Geschlechtern am seltensten und in relativ ähnlicher Häufigkeit vor. Bei Kindern, insbesondere bei Jugendlichen, wurde der Erziehungsstil 1999 eindeutiger, die Anteile gingen bei Kindern um 4,7 % auf 28,3 % (322) zurück und bei Jugendlichen um 7,9 % auf 32,8 % (571). Kinder wurden 1999 häufiger hart, streng, manchmal ungerecht erzogen als noch Mitte der 90er (4,9 % = 56 zu 2,9 % = 30). Jugendliche und Heranwachsende wurden 1999 um jeweils 6 % mehr nach diesem Erziehungsstil erzogen. Einen liebevollen Umgang ihrer Eltern nahmen Schüler 1994 und 1999 ab dem Jugendalter erheblich seltener wahr, als noch im Kindesalter. Zu beiden Zeitpunkten gaben die Kinder dies mit 35 % an. Die Anteile sanken dann in der

Jugendphase um 10 %, blieben bei den Heranwachsenden bei 25 % konstant. Ab dem Jugendalter agierten Eltern konsequenter als in der Kindheitsphase. Der Anteil harter, aber gerechter Erziehung stieg 1994 kontinuierlich an. 1999 erfolgte diese Zunahme erst mit dem Jugendalter, blieb dann bei den Heranwachsenden konstant. Im Vergleich der jeweiligen Schularten fällt auf, dass Real- und Berufsschüler am häufigsten angaben, hart, aber gerecht erzogen zu werden, Gymnasiasten 1994 am seltensten, 1999 lagen sie dann jedoch gleichauf mit den Hauptschülern. Bei der liebevollen Erziehung hatten Hauptschüler mit den Gymnasiasten gleichgezogen. Berufs- und Realschüler gaben diesen Stil deutlich seltener an, Berufsschüler am seltensten. Hauptschüler hatten sich Ende der 90er den Gymnasiasten angenähert, dennoch ist bei ihnen der Erziehungsstil der Härte, Strenge und teilweisen Ungerechtigkeit am häufigsten festzustellen. Realschüler waren 1999 nicht mehr Schlusslicht bei der liebevollen Erziehung, wurden auch weniger wechselhaft erzogen als andere. Realschüler hatten aber weiterhin den größten Anteil hart und streng Sozialisierter, Haupt- und Berufsschüler lagen aber nur knapp dahinter. Der Erziehungsstil hart aber gerecht hatte an allen Schularten mehr an Gewicht zugenommen. Deutsche und ausländische männliche Schüler gaben verstärkt häufiger an, härter, aber gerecht erzogen zu werden und weniger liebevoll und wechselhaft als deutsche und ausländische Schülerinnen. Bei ausländischen Schülerinnen ist die Veränderung beeindruckend, denn bei ihnen halbierte sich die Zahl derer, die angaben, mit Härte und Strenge erzogen zu werden. Hinsichtlich der Schularten konnten eindeutige Unterschiede nur an Berufsschulen nachgewiesen werden, indem ausländische Schüler etwa doppelt so häufig angaben, streng erzogen zu werden, aber auch öfter liebevoll. Die deutschen Schüler hingegen gaben an, etwas öfter hart aber gerecht und häufiger wechselhaft erzogen zu werden (vgl. Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 193 ff.).

Tab. 4.7: Gewalt an Schulen (Täterselbstbericht) nach elterlichem Erziehungsstil 1994 und 1999

Gewaltform	Erziehungsstil				eta ²
	hart, ungerecht	hart, gerecht	liebevoll	wechselhaft	
1994					
physisch	1,07	0,91	0,57	0,72	0,01***
gg. Sachen	1,04	0,64	0,47	0,66	0,01***
psychisch	0,82	0,68	0,47	0,57	0,01**
verbal	2,71	2,42	1,97	2,55	0,02***
1999					
physisch	1,23	0,82	0,55	0,74	0,01***
gg. Sachen	1,19	0,58	0,39	0,65	0,02***
psychisch	0,93	0,58	0,37	0,62	0,01***
verbal	3,17	2,56	2,17	2,75	0,02***

Alle Indizes: Skala von 0 bis 10. *** p < 0,001; ** p < 0,01.

Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 197

Anhand der **Tabelle 4.7** und den Zahlen von 1999 wird belegt, dass der harte und ungerechte Erziehungsstil vor allem zu verbaler und physischer Gewalt führte. Die hart und ungerecht Sozialisierten fielen in beiden Jahren signifikant häufiger durch Gewaltformen auf als die durch andere Erziehungsstile Sozialisierten. Die hart und gerecht Sozialisierten fielen in beiden Jahren am zweithäufigsten durch physische Gewalt auf. Die wechselhaft Sozialisierten waren in beiden Jahren am zweithäufigsten gewalttätig gegen Sachen und bei verbaler Gewalt. Am wenigsten auffällig zeigten sich bei allen Gewaltformen und beiden Jahren diejenigen Schüler, die durch einen liebevollen Erziehungsstil erzogen wurden. Für 1994 kann signifikant festgehalten werden, dass eine harte und ungerechte Erziehung für eine erhöhte Gefahr von Gewalt gegen Sachen verantwortlich war. Bei den anderen Werten ergeben sich nur tendenzielle Aussagemöglichkeiten, da sich die Werte für die einzelnen Erziehungsstile in Bezug auf die Gewaltformen stark angleichen.

Festzuhalten ist an der Stelle, dass das Erziehungsverhalten der Eltern das Gewaltverhalten der Schüler nur in begrenztem Ausmaß erklärt, da andere wichtige Determinanten nicht tabellarisch erfasst bzw. hinterfragt wurden. Dennoch sind vor allem 1999 signifikante Tendenzen zu erkennen, z.B. dass die harte, ungerechte Erziehung am produktivsten für alle Gewaltformen ist, die liebevolle Erziehung dagegen am unproduktivsten. Wenn die Mehrheit der männlichen Schüler angibt, hart aber gerecht erzogen zu werden, aber dafür weniger liebevoll als ihre Mitschülerinnen, dann verwundert es nicht, dass die männlichen Schüler verstärkt gewalttätig auffallen. Wenn die Mehrheit der Gymnasiasten eher Gewalt an Sachen als an Personen anwendet, kann dies in einer wechselhaften Erziehung begründet sein. Wenn die Mehrheit der Hauptschüler gehäuft Gewalt an Personen als an Sachen anwendet, kann das in einer harten, ungerechten Erziehungsform begründet sein. Wenn die Mehrheit der Mädchen nicht durch physische Gewalt auffällt, kann dies darin begründet sein, dass diese Mädchen liebevoller erzogen werden. Der Anstieg verbaler Gewalt bei den Mädchen lässt den Rückschluss auf die verstärkte wechselhafte Erziehung der Mädchen zu. Bei denjenigen Mädchen, die durch physische Gewalt auffallen oder stärker deviant auffällig sind als ihre Klassenkameradinnen, kann höchstwahrscheinlich ein harter und ungerechter Erziehungsstil prognostiziert werden. Diese tendenziellen Aussagen ergeben sich durch die der Studie zugrundeliegenden Tabellen und Abbildungen, wenngleich das Hinterfragen der Schüler und ihrer Familien damit nicht aufhört, sondern jetzt erst begonnen werden muss.

Tab. 4.8: Verhältnis zu den Eltern 1999 (Mittelwerte) nach elterlichem Erziehungsstil

Verhältnis zu den Eltern	Erziehungsstil				eta ²
	hart, ungerecht	hart, gerecht	liebepoll	wechselhaft	
Eltern die Meinung sagen	3,87	3,54	3,42	3,80	0,02***
gemeinsame Probleme bereden	2,73	3,67	3,97	3,27	0,08***
zu Hause gleichberechtigt	2,51	3,66	3,98	3,48	0,08***
Eltern verstehen Probleme	2,49	3,58	3,93	3,20	0,10***
Eltern haben ihr Kind sehr gern	3,44	4,35	4,57	4,14	0,06***

alle Items: Skala von 1 (lehne voll ab) bis 5 (stimme voll zu); *** p < 0,001. Inhaltlich relevante Werte sind unterlegt. Je dunkler die Unterlegung, desto eindeutig größer der Wert.

Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 203

Durch die **Tabelle 4.8** wird deutlich, dass ein harter, ungerechter Erziehungsstil zur Folge hatte, dass den Eltern die Meinung gesagt, am wenigsten über Probleme geredet wurde, zu Hause keine Gleichberechtigung herrschte, die Eltern am wenigsten die Probleme verstanden und die Schüler am wenigsten das Gefühl hatten, dass die Eltern sie gerne haben. Auch für eine wechselhafte Erziehung trifft dies tendenziell zu, denn auch hier wurde verstärkt z.B. den Eltern die Meinung gesagt und Eltern verstanden die Probleme am zweitwenigsten. Bei dem liebevollen und harten, gerechten Erziehungsstil wird dagegen deutlich, dass Schüler den Eltern tendenziell seltener die Meinung sagten, gemeinsam Probleme besprochen wurden, zu Hause ein Mehr an Gleichberechtigung herrschte, die Eltern die Probleme der Schüler besser verstanden und die Eltern ihre Kinder auch am stärksten gerne hatten.

Tab. 4.9: Gewalt in der Schule nach dem Verhältnis zu den Eltern

Gewaltform	Intensität					eta ²
	gar nicht	eher nicht	teils/teils	eher ja	voll	
den Eltern „die Meinung sagen“						
physisch	0,84	0,54	0,58	0,70	0,91	0,01***
psychisch	0,49	0,35	0,40	0,57	0,73	0,02***
verbal	1,99	1,95	2,17	2,54	3,11	0,05***
gg. Sachen	0,40	0,34	0,43	0,61	0,81	0,02***
Probleme bereden können						
physisch	1,10	0,77	0,79	0,65	0,62	0,01***
psychisch	0,84	0,62	0,60	0,48	0,44	0,01***
verbal	3,00	2,73	2,68	2,32	2,33	0,01***
gg. Sachen	1,00	0,67	0,69	0,48	0,44	0,01***
Eltern verstehen Probleme						
physisch	1,19	0,77	0,69	0,62	0,69	0,01***
psychisch	0,88	0,67	0,52	0,49	0,46	0,02***
verbal	3,25	2,80	2,51	2,38	2,33	0,02***
gg. Sachen	1,02	0,84	0,57	0,52	0,42	0,02***

Gewaltformen: Indizes mit Skala von 0 bis 10; *** p < 0,001. Inhaltlich relevante Werte sind unterlegt; je dunkler die Unterlegung, desto eindeutig größer der Wert.

Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 205

In der **Tabelle 4.9** fällt deutlich auf, dass die Gewaltformen am stärksten präsentiert wurden, wenn den Eltern voll die Meinung gesagt wurde. Besonders stark ist dann die verbale Gewalt ausgeprägt und auch die Gewalt gegen Sachen. Wenn Probleme gar nicht beredet werden konnten, ergaben sich die höchsten Werte in Bezug auf verbale Gewalt, physische Gewalt und Gewalt gegen Sachen. Das volle Beredenkönnen von Problemen dämmte besonders die psychische Gewalt und die Gewalt gegen Sachen ein, ebenso aber auch die physische Gewalt. Wenn die Eltern die Probleme gar nicht verstanden, gab es ein vergleichbares Szenario. Bei allen Gewaltformen waren in diesem Fall die Werte am ausgeprägtesten, vor allem für die verbale Gewalt, gefolgt von physischer Gewalt und Gewalt gegen Sachen. Das Verstehen der Probleme der Schüler durch die Eltern dämmte vor allem die Gewalt gegen Sachen und die psychische Gewalt ebenso wie die physische Gewalt ein. Das Ansprechenkönnen der Probleme und das elterliche Verstehen der Probleme waren die besten Schutzfaktoren vor einem gewalttätigen Agieren des eigenen Kindes.

Wir gehen weiter davon aus, dass Gewalt in der Schule nicht nur von Gewalt in anderen sozialen Kontexten flankiert wird, sondern dass ihr auch Gewalt in bestimmten Bereichen vorausgeht, vornehmlich in der Familie: Mehr Gewalterfahrungen in der Familie – Eltern-Kind-Gewalt bzw. Eltern-Eltern-Gewalt – fördern die Gewaltanwendung in der Schule; die Kinder lernen Gewalt als etwas Alltägliches kennen, als Mittel zur Konfliktbearbeitung oder zur Selbstbehauptung. Zudem kann in der familialen Sozialisation ein Männlichkeitsbild vermittelt werden, das (auch) durch den Gewalteininsatz gekennzeichnet ist. (Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 207)

Tab. 4.10: Gewalt in der Familie 1999 nach personalen Merkmalen

Merkmal	Gewaltform				
	Prügel b. Dummheit	Schläge (Noten)	Eltern: Schläge	Ohrfeige (Disziplin)	Stock/ Gürtel
Schulart					
Hauptschule	1,4	1,3	1,2	2,0	1,3
Berufsschule	1,3	1,1	1,1	1,4	1,4
Realschule	1,3	1,1	1,1	1,7	1,3
Gymnasium	1,2	1,1	1,1	1,6	1,2
Geschlecht					
männlich	1,3	1,2	1,2	1,7	1,3
weiblich	1,2	1,1	1,2	1,7	1,3
Altersgruppe					
10-13	1,3	1,2	1,2	2,0	1,3
14-17	1,2	1,1	1,1	1,6	1,3
18 u. älter	1,2	1,1	1,1	1,3	1,4
Nationalität					
Deutsche	1,3	1,1	1,1	1,7	1,3
Ausländer	1,4	1,2	1,2	1,7	1,6

Skala: von 1 (stimme überhaupt nicht zu) bis 5 (stimme voll zu). Statistische Erklärungskraft: durchgängig nur um 1%. Je dunkler die Unterlegung, desto eindeutig größer der Wert.

Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 210

Die ausgewiesenen Zahlen der **Tabelle 4.10** besagen, dass die Ohrfeige als Disziplin generell am häufigsten angewandt wurde. Vor allem bei Haupt- und Realschülern kam diese Form der elterlichen Gewalt am häufigsten vor. In der Altersgruppe der 10- bis 13-Jährigen wurde die Ohrfeige am ehesten eingesetzt, danach mit aufsteigendem Alter sukzessive Abstand genommen. Die Gymnasiasten erhielten von ihren Eltern am wenigsten gewalttätige Strafsanktionen, bei ihnen waren dies wenn, dann eher Ohrfeigen als disziplinarisches Mittel. Die 18-Jährigen und Älteren wurden bei allen aufgeführten Gewaltformen am ehesten mit dem Stock/Gürtel bestraft. Bei dem Geschlechtervergleich sind keine prägnanten Unterschiede auszumachen, da die Werte für elterliche Schläge, Ohrfeigen und Strafe mit Stock/Gürtel jeweils gleichwertig sind. Die männlichen Schüler erhielten tendenziell eher Prügel bei Begehung von Dummheiten und Schläge für schlechte Noten als ihre Klassenkameradinnen. Auffallend ist hierbei, dass vor allem bei den Hauptschülern die Eltern Gewalt als adäquate Erziehungsmethode ansahen, was aber nicht sonderlich überrascht. Überraschender hingegen ist die tendenzielle Aussage, dass Kinder und Frühadoleszenten im Vergleich mit den nachfolgenden Altersklassen mehr Ohrfeigen, Prügel bei Dummheiten und Schläge für schlechte Noten und elterliche Schläge einstecken mussten, was u.a. erklären könnte, dass die Tatverdächtigenzahlen bei Kindern und Frühadoleszenten ungewöhnlich hoch ausfallen. Auf der anderen Seite fallen die Zahlen für diese Tätergruppe so ungewöhnlich hoch aus, weil diese Gruppe in der Regel in der Öffentlichkeit kriminell agiert, während ältere Personen, vor allem Erwachsene, außerhalb der Öffentlichkeit z.B. vom heimischen Computer aus kriminell agieren und dadurch keiner etwas erfährt, was wiederum auch keine Anzeigen bei der Polizei zur Folge hat und diese Straftaten auch nicht in der Polizeikriminalstatistik aufgeführt werden können.

Tab. 4.11: Physische Gewalt in der Schule 1999 (Mittelwerte) nach physischer Gewalt in der elterlichen Erziehung

Gewalt in der Erziehung	Intensität					eta ²
	gar nicht	weniger	teils/teils	eher ja	voll	
Prügel bei Dummheit	0,62	1,01	1,73	1,55	1,73	0,04***
schlechte Noten: Schläge	0,65	1,50	1,84	2,46	1,66	0,04***
Ohrfeige, bei Ungehorsam	0,61	0,76	0,92	1,00	1,51	0,02***
Schläge mit Stock/Gürtel	0,64	1,18	1,44	1,19	1,35	0,02***

physische Gewalt: Index von 0 bis 10. *** p < 0,001.

Quelle: Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 214

Aus der **Tabelle 4.11** wird ersichtlich, dass Gewalt in der Erziehung auch die Gewalthäufigkeit durch das Kind in dessen Schule fördert. Die geringsten Werte physischer Gewaltausführung in der Schule wurden in der Kategorie gar nicht angegeben. Der Spitzenwert für physische Gewaltanwendung ergab sich, wenn Eltern dazu neigten, die Schüler bei schlechten Noten zu schlagen. Interessant ist auch die Kategorie Ohrfeige bei Ungehorsam, denn hier erhält die volle Intensität den Spitzenwert, damit 2,5-mal öfter als gar nicht. Bei Prügel für Dummheiten ist der Wert für physische Gewalt bei voller Intensität und teils/teils fast 3-mal so hoch wie bei gar nicht. Die Höchstwerte für physische Gewalt sind für alle Erziehungsgewaltformen in letzteren Intensitätsbereichen zu finden, sprich für teils/teils (2 Spitzenwerte), eher ja (1 Spitzenwert) und voller Intensität (2 Spitzenwerte). Prügel bei Dummheiten und Schläge mit Stock/Gürtel führten bei den Schülern zu einer ambivalenten Intensität physischer Schulgewalt, mit der Tendenz eher ja oder voll zuzuschlagen.

Die in der Gesellschaft verbreitete Ansicht, eine Ohrfeige oder ein Klaps schadet keinem, kann mit Hilfe dieser Tabellen widerlegt werden. Züchtigungen haben signifikant zur Folge, dass das Kind die von den Eltern eingesteckten Hiebe auch physisch an anderen Schülern auslebt. Wie aus den angeführten Tabellen ersichtlich ist, agieren die Kinder aufgrund härterer Erziehungsstile vor allem mit verbaler Gewalt oder wie bei den Gymnasialisten erkenntlich, mit Gewalt gegen Sachen. Damit wird deutlich, dass Gewalt weder den Eltern ein Mehr an Respekt verschafft, da die Mehrzahl der Schüler, die elterlich bestraft wurden, den Eltern die Meinung sagte, noch dazu beiträgt, dass die Schüler Respekt vor Lehrern und Klassenkameraden haben, da die Gewalt von Schülern am größten anstieg, wenn Eltern strafen.

- Auch der Umgangsstil in den Familien beeinflusst die Gewaltsituation: Je mehr sich Schüler verbal-aggressiv gegen ihre Eltern durchsetzen (müssen?), desto mehr fallen sie auch in der Schule durch verbale Aggressivität und Gewalt gegen Sachen auf; und: Je weniger in den Familien eine kommunikative Problembewältigung erfolgt und je geringer das elterliche Verständnis für ihre Kinder ist, desto häufiger wenden die Kinder in der Schule Gewalt an; sie haben weder Diskursivität noch Empathie gelernt. [...]
- Ihre gelernten Erfahrungen mit körperlichen Sanktionen tragen die Schüler dann in die Schule hinein: Wer gewaltfrei erzogen wurde, übt (weitgehend alters- und geschlechtsunabhängig) auch in der Schule eindeutig am seltensten Gewalt aus. D.h.: Auch eine gewaltfreie Erziehung ist kein Garant für ein gewaltfreies Handeln in der Schule, minimiert aber ihren Einsatz erheblich. Wer dagegen physische Gewalt in der Familie erfährt, ist signifikant gewaltaktiver, wobei die Häufigkeit des Gewalteinsatzes tendenziell mit der Intensität der familialen Gewalt zunimmt.

Fazit: Gewalt schafft Gewalt, nicht nur intergenerationell, sondern auch intragenerationell in anderen sozialen Kontexten! (Fuchs/Lamnek/Luedtke, 2001: 215 f.)

5. Die Vater-Sohn-Beziehung als Möglichkeit für gelingende Interventionen durch die Soziale Arbeit

Nachdem die Bedeutung der Vater-Sohn-Beziehung wissenschaftlich theoretisch, mit Hilfe praktischer Beispiele und Studien analysiert wurde, stellt sich somit die Frage, wie mit diesem Wissen umgegangen wird bzw. umzugehen ist. Welchen Stellenwert hat die Vater-Sohn-Beziehung für praktische Interventionen in der Sozialen Arbeit mit Vater und Sohn?

5.1 Bestandsaufnahme praktischer Sozialarbeit in Bezug auf Interventionsarbeit (Beziehungsarbeit) mit und zwischen Vater und Sohn

„Auch wenn ein Aufschwung des Themas Jungenarbeit zu verzeichnen ist, gemessen am Gesamt der Jugendhilfe nimmt Jungenarbeit vor allem in der Praxis wenig Raum ein“ (Winter, 2005a: 911). Nach Winter müsste die Jungenarbeit im professionellen Bereich der Sozialen Arbeit fest verankert sein und der Jungearbeiter dabei zentral für die Praxis der Jungenarbeit hervorgehoben werden. An die „Expansion“ sei aber aufgrund der Finanzmiserie der öffentlichen Hand nicht zu denken. Die Jungenarbeit werde zwar auf breiter Basis als notwendig erachtet, entwickle sich jedoch zum Anhängsel von Aufgaben, die die Mitarbeiter neben vielen anderen Aufgaben zu übernehmen haben. Problematisch sei vor allem die Beschränkung der Jungenarbeit auf die Dimension der Jungen allein (vgl. Ebd.: 908 ff.). Ähnlich ist die Situation der Sozialen Arbeit im Hinblick auf Väter- bzw. Männerarbeit. „Für die Soziale Arbeit waren weder die ohnehin magere Theoriebildung noch die seltene Forschung sonderlich hilfreich. Stabile Ansätze sozialpädagogischer Männerarbeit können bislang nicht registriert werden“ (Winter, 2005b: 1165). Das Handbuch für Soziale Arbeit und Sozialpädagogik geht somit nicht speziell auf dieses Thema ein. Väter und Söhne finden hier keinen Platz für gemeinsame Interventionen und es lässt sich auch keine explizite Bedeutungserklärung des Vaters für den Sohn, des Sohnes für den Vater ausmachen. Dieser Mangel an wissenschaftlicher Lektüre hat Konsequenzen für Sozialarbeiter sowie für die Familien und ihre Mitglieder, insbesondere Vater und Sohn, zur Folge.

Martin Ruck berichtet z.B. über Männerarbeit, indem er seit 12 Jahren Männer in Selbsthilfegruppen zusammenbringt. Die meisten dieser Männer sind auch Väter, die sich an insgesamt 14 Abenden mit je 3 Stunden über aktuelle Thematiken und Probleme rund um das Thema Männlichkeit und Vaterschaft unterhalten, wobei die Diskussionen verbunden sind mit Gruppenaktivitäten (Singen, Basteln, Musizieren, Kochen usw.) (vgl. 2003: 12 ff.).

Benedikt Sturzenhecker beschreibt Jungenarbeit, die im Grunde genommen ähnlich abläuft wie die zuvor beschriebene Männerarbeit. Im Bereich der Jungenarbeit werden ausschließlich Jungen mit Schwierigkeiten im Verhalten oder/und seelischen Problemen in Gruppen zusammengeführt, dort beraten und therapiert. Die Jungen diskutieren dort über anstehende (belastende) Themen bezüglich deren Entwicklung (z.B. Pubertät), Männlichkeit und Vaterschaft. Auch hier wird die theoretische Diskussion mit praktischem Agieren verbunden wie Sport, Ausflüge machen, Kochen usw. (vgl. 2003: 47 ff.).

Martin Zahn berichtet über seine Jungenarbeit mit vier pubertierenden Jungen im Kontext einer psychologischen Beratungsstelle. Seiner Meinung nach ist die sexuelle Identität ebenso bedeutsam wie die Beziehung zum eigenen Vater, die Bedeutung eines Vaters. Bei den Gesprächen in der Gruppe wurde deutlich, dass Jungen ihren Vater stark idealisiert darstellen und die Mutter abwerten. Nach genauerem Nachfragen stellte sich jedoch heraus, dass alle 4 Jungen entweder gar keinen Kontakt mehr zum Vater haben oder er aber abwesend, fordernd und rigide in Beziehung zum Sohn tritt. Beziehungsarbeit ist laut Zahn die größte Herausforderung und Aufgabe der Jungenarbeit, sowie die eigene Reflexion der Vaterrolle und wie die Jungen den Leiter als Mann (Vater), z.B. in Konkurrenz zum eigenen Vater, als alternatives Modell eines Vaters mit anderem Profil oder als Sehnsucht tilgende Ersatzvaterfigur, wahrnehmen (vgl. 2002: 82 ff.).

Auf der einen Seite befinden sich die Väter, die theoretisch über ihre Söhne diskutieren und auf der anderen Seite die Söhne, die theoretisch über ihre Väter diskutieren. Dabei muss festgehalten werden, dass die Begriffe Vater sowie Sohn in den Texten von Ruck und Sturzenhecker nur am Rande benannt wurden. Vor allem bei der Jungenarbeit sind folgende Themen auszumachen: Sexualität, Entwicklungsverlauf, Abgrenzungserlernung von der Frau und Mutter, Körpererfahrung und Körperbeherrschung (Aggressions-, Coolness-, Verhaltenstraining), Berufsvorstellung, Vorstellung über spätere Vaterschaft und Männlichkeit. Einerseits fehlt sowohl die zentrierte theoretische Reflexion mit dem eigenen Vater und sich selbst und vor allem auch der praktische Bezug zum Vater bzw. umgekehrt zum Sohn. Somit hilft der Blick in die Jungen- und Männerarbeit kapitelbezüglich nur indirekt weiter. Die Jungen- und Männerarbeit ist eine positive Entwicklung innerhalb der Sozialen Arbeit und hier nicht grundsätzlich in Frage zu stellen. Das Fehlen von intervenierender Vater-Sohn-Beziehungsarbeit bzw. die praktische Verbindung zwischen einseitiger Männer- und Jungengruppenarbeit ist diskussions- und reformierbedürftig.

Bullinger erkennt, dass wichtige Bereiche in der Väterarbeit in der Praxis überhaupt nicht erschlossen sind, wie die Arbeit mit alleinerziehenden Vätern, Stiefvätern, sozialen Vätern

von Wohngruppen z.B., Vätern mit pubertierenden Jungen, arbeitslosen Vätern, Vätern behinderter Kinder oder/und Vätern, die nie Umgang mit dem leiblichen Kind hatten. Er kritisiert, dass Väter auch in der Erziehungsberatung kaum als eigenständige Zielgruppe wahrgenommen werden und deshalb Kurse und Veranstaltungen bezüglich Erziehungsfragen und -problemen generell eher von Müttern als von Vätern angenommen werden, bzw. diese auch speziell auf Mütter zugeschnitten sind. Bullinger beklagt den Mangel an männerspezifischen Arbeitsansätzen in der Sozialarbeit, die gerade für die Stabilisierung und Unterstützung von väterlichen Lernprozessen, die das Verhalten der Väter im Hinblick auf das „Vatersein“ positiv beeinflussen, aufzukommen hat. Daher sollte die Soziale Arbeit ihre expliziten wie impliziten Ziele in Bezug auf Väterarbeit untersuchen und das ihnen zugrunde liegende Vaterbild reflektieren, überarbeiten und offen legen (vgl. 1996: 404 ff.).

Es müsste selbstverständlicher werden, daß Männer als Väter sich in den verschiedenen Lebensabschnitten des Kindes sowohl mit Erziehungsfragen als auch mit ihrer eigenen Rollenfindung beschäftigen und auseinandersetzen. Dabei sollte neben Gruppen- und Bildungsarbeit auch noch väterspezifische Beratung angeboten werden. Leider ist dieser Bereich der Väterarbeit noch immer ein brachliegendes Pionier- und Entwicklungsfeld sozialer und pädagogischer Arbeit, welches nicht nur professioneller Ausdifferenzierung bedarf, sondern auch der Bewußtseinsentwicklung bei Männern, die solche Angebote bisher noch viel zu wenig in Anspruch nehmen und bzw. nachfragen. (Ebd.: 410)

Väterspezifische Beratung und Intervention (Beziehungsarbeit) zwischen Vater und Sohn ist demnach in der Sozialen Arbeit erst noch flächendeckend konzeptionell zu entwickeln. Spezielle, sozialpädagogisch professionelle Väterangebote für Väter allein und Vater-Sohn sind in der Praxis der Sozialen Arbeit rar und noch nicht wissenschaftlich professionell beschrieben. Ansgar Röhrbein hat diesbezügliche Vorschläge und Ideen entwickelt.

Wenn es insgesamt darum geht, Räume für Väter und Männer zu schaffen, wo ihnen eine Standortbestimmung erleichtert wird, dann kann dies im einzelnen bedeuten: Männern die Begegnung mit anderen Männern zu ermöglichen, Männern die Auseinandersetzung mit sich selbst zu erleichtern, Männern mit den Schattenseiten herkömmlicher Männlichkeitsideale zu konfrontieren, Männern Raum zu geben, wo sie sich vorbehaltlos „fallen lassen“ können, Männern den Rücken zu stärken, Männern zu helfen, ihre eigenen Gefühle und Wünsche zu artikulieren, Vätern und Kindern Beziehungsräume zu schaffen, wo sie sich unbeschwert erleben können, Väter in ihrer Suche nach einem Ausfüllen ihrer Vaterrolle zu unterstützen und ihnen hierbei Orientierungshilfen zu geben und Väter in ihrem Engagement in Partnerschaft und Familie und in ihrer Bedeutung und Verantwortung für die Kinder zu stärken. (Röhrbein, 1996: 459 f.)

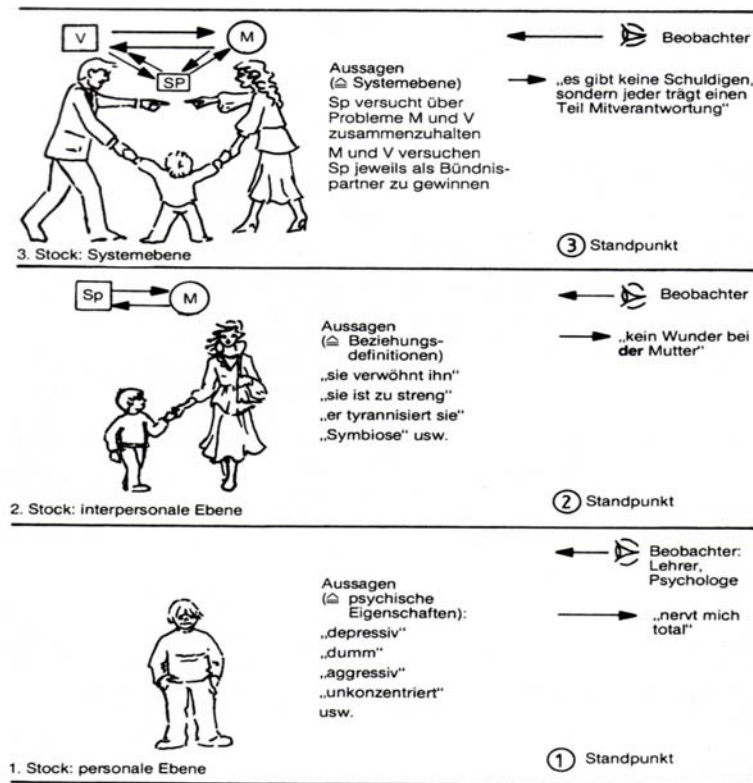
Röhrbein betont die Wichtigkeit von Vater-Sohn(Kind)-Angeboten, damit den Vätern über die persönlichen Kontakte mit den Söhnen ermöglicht wäre, sowohl die anstrengenden, als auch die schönen Seiten der aktiven Vaterschaft kennen und schätzen zu lernen. Zwischen den Vätern könnten sich praktische, ungezwungene Gespräche über Erziehung, Vorbildsein, Belastung durch doppelte Verantwortung, väterlich partnerschaftliche Aufgaben und Rollen entwickeln. Für die Söhne wäre es eine besondere Bedeutung, die Väter authentisch zu erleben, die innerhalb dieser Wochenendangebote richtig Zeit für die Söhne und nur für sie haben. Außerdem würden sie somit den Vater als kompetente und verantwortungsbewusste Person (Mann, Vater) erleben lernen. Angebote dazu könnten laut Röhrbein wie folgt lauten: „Wenn der Vater mit dem Sohne“, „Papa zum Anfassen“, „Drachenbau für Väter mit ihrem Sohn“, „Spielkreis für Vater und Sohn“, „Papa und Sohn kochen gemeinsam“ usw. (vgl. 1996: 461 f.).

Es wird deutlich, welche Bedeutung die Vater-Sohn-Beziehung, -Intervention und -Beratung für die Praxis der Sozialen Arbeit hat. Söhne zeigen ihre Hilfsbedürftigkeit z.B. durch Aggressionen und benennen ihre Sehnsüchte nach den Vätern. Väter zeigen ihre Bedürftigkeit, die Sehnsucht nach dem Sohn, durch den Gang zum Jugendamt. Beide verdeutlichen den Wunsch nach einem weiteren Kontakt miteinander und einer Interventionshilfeleistung der Sozialen Arbeit (Jugendhilfe). Festgestellt werden konnte somit, dass Jungen- und Männerarbeit wissenschaftlich erklärt wird, jedoch nicht verknüpfend zwischen Vater und Sohn und praktischen Hilfsmaßnahmen zur Vater-Sohn-Intervention (Beziehungsarbeit).

5.2 Systemische bzw. schulsystemische Einzelfallhilfe und Intervention

Henning/Knödler geben bekannt, dass in psychologischen Beratungsstellen für Erziehungs-, Ehe- und Lebensfragen und in schulpsychologischen Beratungsstellen 40 - 60 % der Anmeldeanlässe bei Kindern und Jugendlichen aufgrund von Schulproblematiken erfolgen. Konnte vor der Schulzeit z.B. nächtliches Einnässen oder Gewalt vor der familiären Außenwelt verborgen bleiben, treten Verhaltensauffälligkeiten in der Schule an die Öffentlichkeit und bewegen die Familie zu einer Anmeldung. Hennig/Knödler proklamieren, dass somit als Grundlage einer erfolgreichen Beratung und Therapie alle diagnostisch relevanten Informationen erhalten werden müssen, was jedoch nur durch Kontaktion der Systeme Schule und Familie möglich ist. Die Grundvoraussetzung jedes Beraters, falls dieser vom Zeitaufwand oder von der Ausbildung nicht in der Lage ist, familientherapeutisch zu arbeiten, ist wenigstens eine systemische Denk- und Arbeitsweise (vgl. 2000: 36 f.).

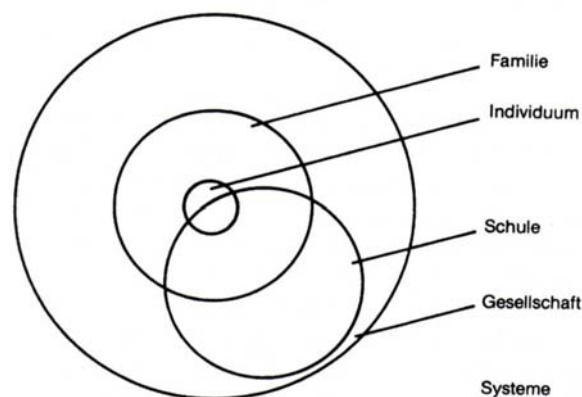
Abb. 5.1: Das „Stockwerksmodell“ zur systemischen Sichtweise des Problemschülers



Quelle: Hennig/Knödler, 2000: 39

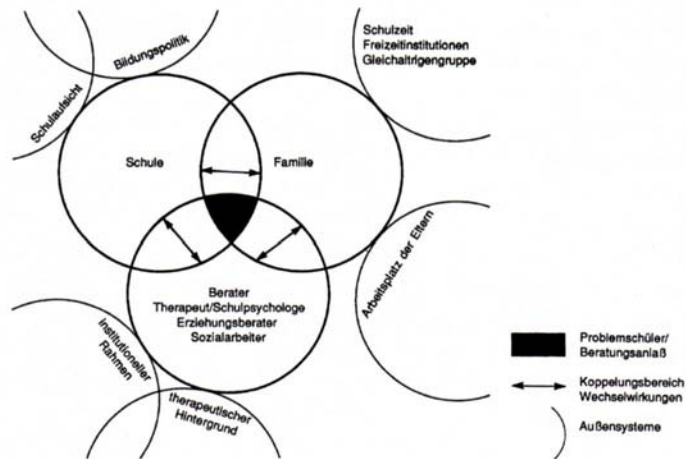
Abbildung 5.1 zeigt den Sinnzusammenhang des systemischen Denkens und Arbeitens, weil nicht nur das Individuum (Schüler) im Blickfeld des Beraters ist (personale Ebene: 1. Stock), auch nicht nur die dyadische Beziehung zwischen Mutter und Sohn (interpersonale Ebene: 2. Stock), sondern die triadische Konstellation der Gesamtfamilie Vater, Mutter mit Sohn (Systemebene: 3. Stock). Erst hier lässt sich z.B. ein Rückschluss des Sohnverhaltens auf die Beziehung zwischen den Eltern erkennen. Auf der Systemebene werden alle innerfamiliären Rollen und Beziehungen erkenntlich, also auch die von Vater und Sohn allein jeder für sich, sowie in Beziehung tretend zwischen Vater und Sohn. Hier wird auch deutlich, welche Rolle die Mutter in Bezug auf die Beziehung zwischen Vater und Sohn spielt.

Abb. 5.2: Der Symptomträger im Schnittpunkt einiger ihn beeinflussender Systeme



Quelle: Hennig/Knödler, 2000: 29

Abb. 5.3: Systemische Sichtweise einiger an der Beratung beteiligter Bezugssysteme



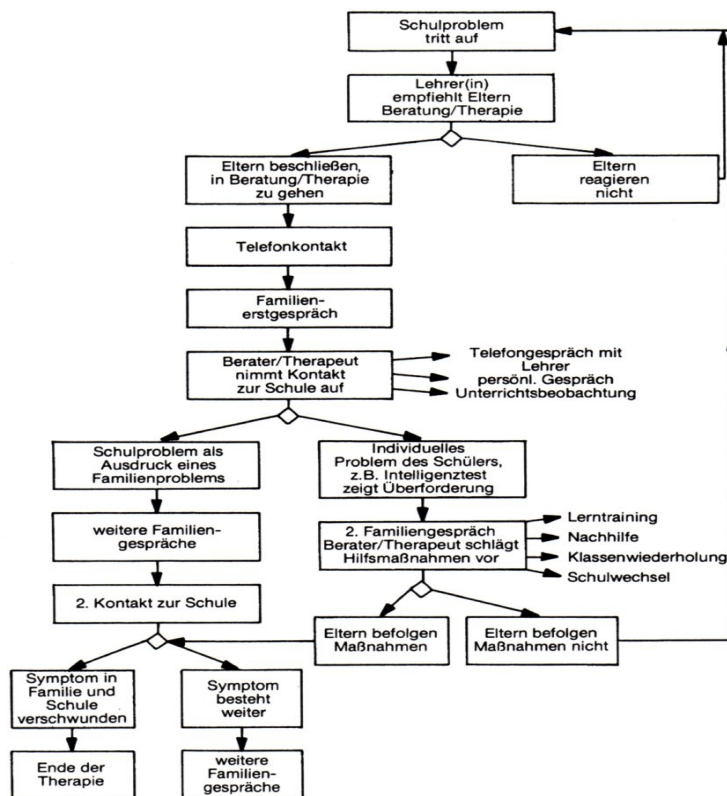
Quelle: Hennig/Knödler, 2000: 23

Abbildungen 5.2 und 5.3 lassen erkennen, dass alle individuell- bzw. familienbeeinflussenden Systeme betrachtet und analysiert werden müssen, nicht nur das Individuum (Schüler) und die Familie (Eltern, Geschwister), sondern auch die Familie und ihre Mitglieder beeinflussenden, umgebenden Systeme wie Schule, Arbeitsstelle, Gesellschaft. Die triadische Intervention zwischen Schule, Familie und Berater ist maßgebend bei sozialpädagogischer Intervention, die den betroffenen Schüler (Sohn) im Mittelpunkt dieser Triade sieht. Bei Familie sollte auch durchaus die Gesamtfamilie einbezogen werden, denn Großeltern und andere Verwandte können entscheidende Rollen spielen, die letztendlich den Sohn veranlassen haben, Symptomatiken zu entwickeln. Grundsätzlich sollte allerdings immer das System Kleinfamilie (beide Elternteile und Sohn) Einzug in die praktische Sozialarbeit finden, wenn Verhaltensweisen des Sohnes systemisch verstanden werden wollen und langfristig erfolgreich abgestellt werden sollen. Ohne familiensystemisches Arbeiten bliebe lediglich die individuelle Arbeit mit dem Sohn (Schüler) allein, diagnostische Abklärungen und verhaltenstherapeutische Ansätze, bestehen. „In ca. 80 % der Fälle können wir durch die testdiagnostische Abklärung Mängel in der Begabungshöhe oder Begabungsstruktur als Ursache für ein Schulleistungsversagen absolut ausschließen“ (Hennig/Knödler, 2000: 209). In diesen Fällen, spätestens nach den diagnostischen Ausschlussresultaten, muss folglich von der Arbeit speziell am und mit dem Individuum abgesehen werden und die Arbeit mit dem System Familie und allen Mitgliedern begonnen werden.

Napier/Whitaker geben ein Beispiel aus der Beratungspraxis, in dem sie auf zwei 10-jährige Jungen (Zwillinge) verweisen, die durch delinquentes Verhalten in der Schule und dem schulischen Umfeld zu Jugendarrest verurteilt wurden. Es stellte sich später heraus, dass die Jungen ihren Vater, der aufgrund von Diebstahl seine Arbeit verlor, imitierten, weil sie die geschiedenen Eltern wieder zusammenbringen wollten. Die Mutter der Söhne führte

eine 2. Ehe und beide entdeckten eine Möglichkeit, wie die Mutter sich stets mit dem leiblichen Vater der Söhne zu beschäftigen hatte, nämlich indem sie ihn imitierten. Die Jungen versuchten die zweite Ehe zum Scheitern zu bringen, ihren leiblichen Vater zurückzugewinnen und nahmen dafür Jugendarrest in Kauf (vgl. Napier/Whitaker 2001: 247).

Abb. 5.4: Flussdiagramm zur Praxis der systemischen schulpsychologischen Einzelfallhilfe



Quelle: Hennig/Knödler, 2000

Abbildung 5.4 zeigt, dass die Beratung nur erfolgreich zur Abwendung der Symptomati-
 ken beim Sohn (Kind) erfolgen kann, wenn beide Elternteile gemeinsam den Weg in die
 Beratung finden und auf die Vorschläge des Beraters reagieren und die Gespräche bis zum
 Abschluss gemeinsam gestalten. Für den Berater bedeutet dies, den Kontakt zu beiden
 Elternteilen zu finden und diese zum gemeinsamen Gespräch einzuladen. Gleichzeitig
 muss Kontakt zu Lehrern aufgenommen werden, um das Schulverhalten des Jungen durch
 Pädagogen zu hinterfragen bzw. selbst aktiv den Schüler in seiner Klasse beobachten zu
 können und Interesse an seinem Schulwerdegang zu bekunden und die Lehrer für gemein-
 same Strategien sensibilisieren zu können. Wichtig wäre zudem auch eine diagnostische
 Abklärung beim Schüler z.B. durch einen Intelligenztest, weil nicht jede Schulproblematik
 auf Familienprobleme zurückgeführt werden kann, sondern auch auf individuelle Probleme
 wie Unter- oder Überforderung, Krankheit, Behinderung usw. So stimmen die Aussagen
 von Prof. Dr. Süß und Prof. Dr. Schürgers innerhalb ihrer Seminare überein, in denen

beide die Wichtigkeit exakter diagnostischer Abklärungen von Symptomen bei Jungen betonten, die auf ADHS hinweisen könnten. Denn die ADHS-Symptome treten auch auf, wenn unsichere (desorganisierte) Bindungsstile zwischen Kind und Eltern (Elternteil) vorhanden sind bzw. der Junge aus sozialisationsnegativen, unsteten Familienverhältnissen stammt. Die Stabilisierung der Familienverhältnisse und Bindungen zwischen Eltern (Elternteil) und Sohn kann somit die Symptomatiken beheben.

Hennig/Knödler raten bei unvollständigen Familien, die Beziehung zum Partner zu regeln (Besuchszeit, Sorgerecht) sowie die Position des Alleinerziehenden zu stärken (Generationsgrenzen ziehen lernen, Gestaltung der neuen Lebenssituation), weil sich oft beobachten lässt, dass infolge von Trennung und Scheidung das älteste Kind auf die Elternebene als Partnerersatz gehoben wird, was das Kind auf Dauer überfordert, seiner Entwicklung abträglich ist und zu Schulschwierigkeiten und anderen Verhaltensauffälligkeiten führt (vgl. 2000: 70 f.). Hennig/Knödler betonen ebenfalls die enorme Wichtigkeit von Beratungen beider Elternteile und des Sohnes bei Trennungs- und Scheidungsfällen, weil der überwiegend schulisch auffällige Teil der Kinder, die Beratungsstellen aufsuchen, aus diesen Familienverhältnissen kommt. Die Verstrickung zwischen Eltern- und Kinderebene muss hier gelöst werden. Eltern sollen Paarkonflikte direkt miteinander ausfechten. Die Kinder sollen über die Beweggründe der elterlichen Trennung und Scheidung aufgeklärt werden. Der Symptomträger benötigt von beiden Elternteilen die Versicherung, zu beiden eine positive Beziehung aufbauen zu können, ohne dass der andere diese Bestrebung verhindert. Zudem ist eine Absicherung erstrebenswert, dass nach der Trennung und Scheidung die fortschreitenden Konflikte nicht unter Einbeziehung der Kinder als Bündnispartner ausgetragen werden. Vertraglich festgehaltene Abstimmungen sollten eingehalten werden, die für die Eltern, Kinder und Berater rückversichernd gelten und die zukünftigen Regeln innerhalb der Familie und zwischen den Parteien festlegen (vgl. Ebd.: 267 ff.).

Martin/Martin entwerfen einen Interventionsplan für Schul-Beratungslehrer anhand eines Beispiels: Bei einem Schüler treten Verhaltensstörungen wie Aggressivität, Unterrichtsstörung auf. Die Gespräche mit dem Schüler und seiner Mutter und diagnostische Tests ergeben keinen Hinweis auf frühkindliche oder kindliche Entwicklungsstörungen. Als Ursache des Verhaltens wird der Verlust und die Vernachlässigung des Vaters infolge von Trennung und Scheidung ausfindig gemacht, sowie die Selbstüberforderung als Beschützer der Mutter agieren zu müssen, das partielle Versagen in der Schule, dessen Nichtversetzung, der Verlust der Klassengemeinschaft, die Konfrontation mit einem ihm benachbarten körperlich schwächeren, aber intelligenteren Jungen, die Bestätigung der Klassenkameraden,

wenn er sich widersetzend verhält. Martin/Martin geben verschiedene Varianten einer hier einsetzenden Intervention. Zunächst beschränkt sich die Intervention auf die Schule, das Klassenzimmer, die -kameraden, den Schüler selbst und dessen Mutter. Explizit bedeutet dies, zunächst durch Änderung der Sitzanordnung und Klasseninterventionen bezüglich Verhalten bei widersetzendem Schülerverhalten zum Erfolg zu gelangen. Gleichzeitiger Einsatz von Konferenzen mit dem Klassenlehrer über dessen Beziehung zum Schüler, Reflexion der geleisteten und noch zu leistenden Lehrerinterventionen. Die Gesprächsführung mit Mutter und Sohn ist ebenfalls fortzusetzen. Tritt daraufhin keine Besserung im Schulverhalten ein, empfehlen beide die Vernetzung mit anderen Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen), da die schulinternen Veränderungen nicht wirkten und die Ursache im Familiensystem durch Trennung und Scheidung der Eltern, Nichtkontakt zwischen Vater und Sohn auszumachen sind. Empfohlen wird dann eine „multidimensionale Therapie“ zwischen Erziehungs- und Schulberatungsstelle, indem Vorgehensweisen in Bezug auf den Schüler gemeinsam besprochen werden, die Familienberatung durch die Schulberater unterstützt wird durch schulische Verhaltensbeobachtungen, Sensibilisierung des Lehrerverhaltens und Änderungen innerhalb der Schule (Klassen-, Gruppenanordnungswechsel, usw.) (vgl. 2003: 283 ff.).

Kritisch muss hier gefragt werden, warum der Beratungslehrer die Mutter und den Sohn an die Erziehungsberatungsstelle verweist, ohne jemals den Versuch unternommen zu haben, den Vater anzurufen und ihn mit ins Gespräch einzubinden oder persönlich aufzusuchen. Die Weiterverweisung an die Erziehungsberatungsstelle kann sicherlich im Verlauf angezeigt sein, wenn die Familienberatung durch den eigenen Ausbildungsstand, die Vorgabe der Schule bezüglich Schulberatung nicht gewährleistet werden kann. Das Einschalten des Vaters und die Beziehungsauflebung zwischen Vater und Sohn bei gleichzeitig beraterischer Unterstützung der Mutter hätten hier Aussicht auf Symptomveränderung langfristig bewirken können. Die Interventionen mit dem Sohn und zwischen Mutter und Sohn können kurzfristig Besserung bewirken, langfristig aber nur durch Vater-Sohn-Kontakt bzw. Vater-Sohn-Muttergespräche. Das Beispiel der Schulsozialarbeiter an einer Berliner Hauptschule (s. Kapitelpunkt 3.4) zeigte nachweislich, was Elternarbeit und speziell Vater-Sohn-Interventionsarbeit zu leisten im Stande ist, indem die Kontakte zwischen Vater und Sohn vom Sozialarbeiter begleitet und/oder mit Vater und Sohn an den darauffolgenden Tagen besprochen werden und die Mutter in die Beratungsarbeit integriert ist.

Hier sollen jedoch nicht die kompletten, einzelnen, systemischen Familienberatungsschritte dargelegt werden, zumal in diesem Fall auch nicht explizit auf die Vater-Sohn-Beziehung

eingegangen wird. Durch die schulsystemische Einzelfallhilfe wird indes deutlich, dass Beratung mit nur einem Teil der Familie nicht langfristig erfolgreich verlaufen kann. Soll dem Sohn (Schüler) geholfen werden, so ist dies nur mit Einbindung des Vaters in die Beratungsgespräche möglich. Der gelingende Kontakt zwischen Vater und Sohn setzt voraus, dass der Vater und die Mutter zusammen in Beratungsgesprächen die Dramatik ihres Handelns und Verhaltens in Bezug auf den Sohn und dessen Symptomatiken erkennen. Erfolgreiches Arbeiten mit dem Schüler (Sohn) setzt also gelingende Eltern- bzw. Elternteilarbeit voraus. Für die Soziale Arbeit sind daher Sozialarbeiter mit systemischen Denk- und Arbeitsstrategien zwingend erforderlich, die bei einem verhaltensauffälligen Schüler (Sohn) immer auch das System Schule und insbesondere das System Familie im Blick haben. Die Arbeit mit beiden Elternteilen ist unumgänglich, wenn der Sohn seine Symptomträgerrolle bzw. Sündenbockfunktion verlieren soll. Die Arbeit mit dem Sohn alleine oder dyadisch mit Mutter und Sohn wird die partnerschaftliche Verstrickung nicht lösen können, nicht die Loyalitätsproblematik des Jungen und infolgedessen auch nicht langfristig dessen Verhaltensauffälligkeiten.

5.3 Einzelfallhilfe und Intervention durch Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen)

Martin Zahn gibt Zahlen aus seiner Erziehungsberatungsstelle preis und erklärt, dass Jungen beim Stottern, Einnässen, Entwicklungsverzögerungen oder Asthmaerkrankungen doppelt so häufig vertreten sind wie Mädchen. Die Diagnose ADS bekommen Jungen 8-mal häufiger gestellt als Mädchen. Bis zum Alter von 14 Jahren sind Jungen doppelt so häufig vertreten, erst bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen gibt es eine sukzessive Annäherung zwischen Jungen- und Mädchenfällen. Zahn sieht daher genügend Gründe für gesellschaftsspezifische Arbeitsansätze in Pädagogik und Therapie. Doch obwohl Familiensettings, Teilfamilienberatungen und Einzelkontakte stattfinden, reichen diese Angebote nicht aus, um den Jungen und ihren spezifischen Merkmalen und Verhaltensweisen gerecht zu werden, was vor allem am Fehlen der Gleichaltrigen (Gruppenangebote) liegt (vgl. 2002: 81 f.). Der Bedarf an speziellen Angeboten für Jungen, Männer (Väter) wird noch einmal deutlich und wäre auch an Erziehungsberatungsstellen denkbar, wie durch folgendes Beispiel dargestellt wird, wobei hier auch nicht speziell auf Vater-Sohn-Beziehungsarbeit eingegangen wird, sich aber dennoch Erkenntnisse gewinnen lassen, wie dies durch Soziale Arbeit ermöglicht werden könnte:

Monika Kleßmann berichtet über den Aufbau ihrer Außenstelle der Erziehungsberatungsstelle Hohenfelde im sozialen Brennpunkt Dulsberg, um nicht nur Klienten aus Mittelschichtfamilien, die häufig Erziehungsberatungsstellen anlaufen, zu erreichen, sondern vor allem auch mehrfach benachteiligte Familien und Klienten mit kleinen Kindern von 0 - 6 Jahren. Sie erreichte Familien über Öffentlichkeitsarbeit, Beratungsangebote für pädagogische Fachkräfte, Elternsprechstunden in Einrichtungen wie Kindertagesstätten, Krippen, Mütterberatungseinrichtungen, Allgemeinen Sozialen Dienst. Besonders wirkungsvoll war die persönliche Vorstellung in den Einrichtungen vor den Eltern und das gleichzeitige Anbieten von offenen Sprechstunden ohne vorherige Anmeldung. Kleßmann berichtet z.B. über einen alleinerziehenden Vater von zwei Söhnen im Vorschulalter, der in Begleitung einer Erzieherin zur Sprechstunde kam. Der Vater wollte eigentlich nicht kommen, gab aber schließlich dem Drängen der Erzieherin nach. Beim ersten Termin ging er nur kurz auf seine Belastungen ein. Bei den folgenden offenen Sprechzeiten stand er jeweils 10 min. im Türrahmen und berichtete über seine Schwierigkeiten. Beim fünften Termin kam er ganz in das Zimmer, schloss die Tür und bat um einen festen Termin in der Beratungsstelle und um Erziehungsberatung aufgrund der Trotzigkeit der Söhne und seiner neulich kräftig ausrutschenden Hand. Kleßmann betont, dass es gerade für diejenigen, die widerwillig zur Beratung kommen (meist Väter), wichtig ist, ihren Lebensmustern entsprechende (vertraute) Auseinandersetzungsmöglichkeiten anzubieten, z.B. den Handwerkervater mit dessen gesamten Familienmitgliedern das eigene Familienhaus gestalterisch bauen zu lassen und dabei zu beobachten, wer mit wem baut, wer außen vor gelassen wird, wer welche Zimmer beansprucht, wo sich der Raum für Partnerschaft (Sexualität), Vaterschaft, Muttersein, Kindsein befindet. Der praktisch-orientierte Ansatz mit offenen Beratungsformen an vertrauten Orten und niedrighschwellig, ressourcenorientierte, gestalterische Beratungen waren und sind unverzichtbar (vgl. 1999: 121 ff.).

Wenn speziell Väter erreicht werden sollen, dann ist ein Zugehen auf diese Klientel unerlässlich, da gerade bei Vätern Widerstände auftreten, die den Gang zur Beratung, die Auseinandersetzung mit sich, der Familie, ihren einzelnen Mitgliedern, die Konfrontation mit dem Berater erschweren (verhindern). Das Ansprechen von Vätern in Kindertagesstätten, offene, unverbindliche Beratungsformen würden die Anfangswiderstände sukzessive brechen. Bezüglich der Scheidungsväter wäre das Ansprechen in Jugendämtern, Allgemeinen Sozialen Diensten ratsam, mit offenen Sprechstunden, Prospektverteilung mit Aufklärung über den Sinn der Beratungsgespräche, Vorstellung der eigenen Person, Telefonnummer und evtl. Internetadresse für weitere Kontaktmöglichkeiten. Die Beispiele zeigen, dass ein Ansprechen der Väter maßgebend sein kann, dass Erziehungs- und Familienberatung ohne

Vater (nur mit Sohn, Mutter und Sohn) wenig Aussicht auf langfristigen Erfolg haben kann und dass systemisches Denken und Arbeiten das Hauptanliegen Sozialer Arbeit in der Beratung und Intervention von Vater-Sohn und Mutter sein muss.

Frank Dammasch analysiert die Wichtigkeit der Vaterfigur innerhalb von Beratung in seiner psychoanalytischen Beratungsstelle gerade bei Eineltern-Familien (Mutter-Kind). Er postuliert, dass jedes Kind nicht ohne triadische Familie leben kann, im biologischen wie psychischen Sinn, weil sich jedes Kind beim Fehlen des realen Vaters, ein virtuelles Vaterbild erschafft, welches meist hoch idealisiert wird. Dies dient der Loslösung von der Mutter, der eigenen Entwicklung und Individuation. Die Erschaffung und Bildgestaltung des inneren Vaterbildes im Kind ist dabei abhängig vom Umgang der Mutter bezogen auf die Andersartigkeit des Vaters. Die Empfindungen, Bilder, Reaktionen, Wörter über den Vater werden besonders bei Fehlen der Vaterfigur durch Scheidung negativ produziert dem Kind beigebracht, woraufhin diese Bilder auch vom Kind verinnerlicht und reproduziert werden. Der sichtbare Vater kann nur dann den unsichtbaren Vater (das Vaterbild im Kind) verdrängen, wenn die Mutter die Loslösung des Kindes von sich und die Hinwendung zum Vater zulässt. Das gelingt der Mutter nur, wenn sie das Kind nicht parentifizierend in die leere Ehebettseite steckt, sondern Generationengrenzen setzt, um die dyadische Mutter-Kind-Beziehung zu entidealisieren und eine Triangulation mit dem Vater zuzulassen. Dies gilt nach Dammasch auch für den Berater von Beratungsstellen, der dies nur unterstützen und bearbeiten kann, wenn er den sichtbaren Vater in die Beratung mit einbezieht oder selbst die Funktion des trennenden Dritten übernimmt, damit die Mutter innerlich gestärkt werden kann und das Kind sich besser von ihr abgrenzen kann (vgl. 2000: 99 ff.). Hieran wird die Wichtigkeit der Hinzuziehung des Vaters in die Beratung mit Mutter und Kind erkenntlich. Darüber hinaus ist aber auch das Reflektieren des Beraters selbst in der Beratung von Vater, Sohn (Kind) und Mutter wichtig. Deshalb ist es unerlässlich, auf Widerstände und Reflexionen in der Beratung und Intervention von Vater mit Sohn durch einen männlichen Berater einzugehen. Deutlich wird, dass ohne Kontaktion und Hinzuziehung des Vaters bei Problemen beim Sohn oder Beziehungsproblemen zwischen Mutter und Sohn sich ein langfristiger Erfolg nicht einstellen kann. Es lassen sich somit familiäre Grundprobleme nicht beheben, die Beziehung zwischen Vater und Sohn oder/und Vater-Sohn-Mutter sich nicht langwierig verändern, weil der Vater sein Verhalten nicht verändert, Mutter und Sohn ihre Meinungen und Verhaltensweisen in Bezug auf den Vater nicht ändern, wenn der Vater nicht aktiv am Beratungsprozess teilnimmt.

Detering geht auf Schul- und Kindergartenprobleme bei Jungen ein und zeigt Ansatzideen für Erziehungsberatungsstellen. Er belegt, dass Paarkrisen in der Ehe, Beziehungsstörungen zwischen Eltern (Elternteil) und Kind und besonders Trennungs- und Scheidungsfälle bei Jungen dazu führen, dass die Bewältigung von Grundschulstoff und grundlegenden Kulturtechniken wie Lesen, Rechnen, Schreiben stark blockiert sind. Bei Trennungs- und Scheidungsfällen werden die Ressourcen im Kind so stark familienintern beansprucht, dass für -externe (schulische) Leistungen nicht genügend Ressourcen bereit stehen und somit die Karriere des Problemschülers frühzeitig beginnt. Auch Detering verweist dabei auf die Wichtigkeit von Interventionsstrategien direkt am Kind, Interventionsstrategien bei den Eltern, sowie deren Kombinationen und auch Interventionsstrategien bei den Schulen bzw. Lehrern. Neu ist bei Detering, dass er bereits im Kindergarten präventiv einsetzen will, da er auf eine Langzeituntersuchung von Hamre/Pianta (2001) verweist, die zeigt, dass sich die Schulproblematik von der ersten bis achten Klasse vorhersagen lässt, durch die Einschätzung der Erzieherinnen im Kindergarten und deren Aussagen, dass sie diese Jungen unsympathisch fanden. Die negative Beziehung zu der Erzieherin ließ sich zurückverfolgen auf die unsichere Bindung zwischen Kind und Mutter/Vater und war ausschlaggebend für den späteren schulischen Misserfolg bezogen auf Rechtschreibung und Mathematik von der Grundschulzeit bis zur achten Klasse (vgl. 2004: 41 ff.). Für die Praxis Sozialer Arbeit bedeutet dies präventive Maßnahmen bereits im Kindergartenalter (im Kindergarten) zu ergreifen, nicht „erst“ ab dem Schulalter (in der Schule). Deutliches Augenmerk sollte Jungen obliegen und den sie umgebenden familiären Verhältnissen und ihren Beziehungen (Bindungen) zu ihren Müttern aber auch immer zu ihren Vätern. Interaktionen und Beratungen zwischen Vätern und Söhnen müssen bereits hier einsetzen. Dazu passen die Ideen und Aussagen von Prof. Dr. Hantel-Quitmann und Prof. Dr. Süß aus ihren Seminaren, das Eltern-Kind-Interventionsprogramm STEEP (Steps Towards Enjoyable/Effective Parenting) bei Risikofamilien frühestmöglich nach der Geburt einsetzen zu lassen, bzw. die Eltern auf diese Möglichkeit hinzuweisen und zu beraten. Eine spezielle Form wäre dann die Durchführung des Interventionsprogramms zwischen Vater und Sohn, das sich auch für das Kindergarten-, Schul-, Jugend-, und Früherwachsenenalter anbietet. Je früher dieser Einsatz beginnt, desto präventiv erfolgreicher ist dann auch eine Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn.

5.4 Reflexionen des männlichen Beraters bei Interventionen zwischen Vater und Sohn

Bei der Umsetzung praktischer Sozialer Arbeit und Interventionen (Beziehungsarbeit) zwischen Vater und Sohn muss sich dem Thema gestellt werden, wie der Vater und Sohn die Beratung durch den männlichen Berater erlebt und wie der männliche Berater selbst empfindet und reflektieren muss. Bullinger beklagte das Fehlen von männlichen Beratern in der Sozialen Arbeit, was dazu führen kann, dass die dominierende, frauenspezifische Beratung und Intervention durch Beraterinnen den Vater ganz ins Abseits drängt und in ihm den Störenfried einer harmonischen Triade sieht. Das geschieht z.B. durch verdeckte Koalitionen (Übertragung, Gegenübertragung) zwischen der Familienhelferin und der Mutter und ihrer Sichtweise der Familienproblematik, des Männer- und Vaterbildes (vgl. 1996: 407). Die beraterische Kontaktmöglichkeit zu einem männlichen Berater könnte den ersten Widerstand beim Vater brechen und ihn dazu bewegen, eine beraterische Intervention anzunehmen, da er sich vom männlichen Berater besser gesehen und verstanden fühlt. Bei einer Beraterin könnten eher Skepsis und Misstrauen auftreten, wenn sie die Ansichten der Mutter des Sohnes teilt und sich der Vater in seiner männlich-väterlichen Situation und Empfindung missverstanden fühlt, was zum Abbruch der Beratung führen kann.

Hantel-Quitmann erklärt, dass aber auch die Beratung bei einem männlichen Berater nicht frei von Widerständen sein kann. Die Nähe und das Verstandenfühlen durch den männlichen Berater können als Bedrohung empfunden werden. Der Vater muss sein Scheitern, sein Unvermögen vor einem anderen Mann offen legen, der scheinbar erfolgreicher im Mann- und Vatersein agiert, weil dieser Lösungen vorschlägt, auf die der Vater selbst nicht gekommen ist. Der Vater hat sich in der Beratung zu unterwerfen, muss sich selbst hinterfragen, sich dem männlichen Gegenüber emotional öffnen, was nach Hantel-Quitmann in der inneren Gefühlswelt des Vaters einer Kastration gleichkommt. Daher sollte die Beratung durch den Berater hinsichtlich vergangener Handlungsweisen und aktueller Denkweisen des Vaters von tiefem Respekt getragen sein. Der Berater darf nicht von sich aus zur Bedrohung werden, da sonst Widerstände provoziert werden, die dem Vater ein Unterlassen weiterer Interventionsberatungen nahe legen lassen (vgl. 2006: 15).

Prof. Dr. Kastner veranschaulichte speziell im Fallseminar die Möglichkeiten und Risiken der Übertragung vom Klienten zum Berater und der Gegenübertragung vom Berater zum Klienten. Er ging dabei auf internalisierte Vaterbilder und väterliche Verhaltensweisen des Beraters als auch des Klienten ein. Beispielsweise bleibt der Klient auf Distanz zum Berater, weil der Klient diese Reaktion zwischen Männern, aufgrund der Beziehung zwischen

seinem eigenen Vater und sich als Kind, die durch Distanz und Gefühlsverletzung geprägt war, wenn der Sohn sich seinem Vater zu öffnen versuchte, verinnerlicht hat und daher für geeignet erachtet. Andersherum ist bei der Gegenübertragung selbiges möglich, indem der Berater in dem gegenüberstehenden Klienten die Ähnlichkeit des eigenen Vaters wahrnimmt und beispielsweise infolge der Beratung massiv abwertet oder aggressiv laut wird. Das gilt sowohl bei der Einzel- als auch bei der dyadischen, triadischen Interaktion. Auch der Sohn selbst kann und wird Übertragungen projizieren und der Berater evtl. Gegenübertragungen auf den Sohn, wenn sich der Berater in dem Jungen wiedererkennt oder/und den positiven oder negativen eigenen Sohn im gegenüberstehenden Klientensohn ausmacht.

Eine der Maximen der Familientherapeuten lautet: Die Familie wird versuchen, mit uns zu machen, was die einzelnen Mitglieder miteinander machen. Um die Eindringlinge kaltzustellen, versuchen sie unbewußt, uns in ihr System hineinzuziehen. Eine andere Maxime lautet: Der Therapeut wird sein eigenes Familiensystem in die Familie, die er behandelt, hineinprojizieren. (Napier/Whitaker, 2001: 196 f.)

Martin Zahn berichtet bei der Arbeit mit Jungen einerseits den Versuch der Jungen, den Berater als (Ersatz-)Vaterfigur anzusehen und einzunehmen. Andererseits kann auch eine Abwertung des männlichen Beraters erfolgen, wenn dieser in Konkurrenz zum eigenen Vater zu Hause gesehen wird oder wenn der Berater versucht, die idealisierten Vaterbilder ohne Empathie mit dem Jungen zum Einsturz zu bringen. Der Berater ist leibhaftiges Modell als ehemaliger Junge, jetziger Mann (Vater) und der Wunsch nach Nähe zu einem Vater ist bei Jungen ohne realen Vater oft hoch (vgl. 2002: 82 ff.).

Lothar Reuter betont, dass sich der Berater in seiner Rolle und Position zum Jungen hinterfragen muss. Was will er sein und was stellt er tatsächlich dar? Wie ist der Vatersehnsucht zu begegnen? Wichtig sind ebenfalls Gedanken über das Interesse an Jungen, die Neugierde, der Respekt sowie die Reflexionen eigener Kindheitserfahrungen als Sohn und in der Beziehung zum eigenen Vater (vgl. 2002: 97 f.). Dies bedeutet, dass sich der männliche Berater bei der Interaktionsarbeit mit Vater und Sohn den Widerständen bewusst werden muss, indem er den Fall sowie das eigene Handeln reflektiert, z.B. mit Hilfe von Supervision. Auch bei der Mutter treten Widerstände auf, wenn sie aus der Beratung aufgrund nicht-systemischer Arbeit herausgelassen wird und die fortwährende Beziehungsarbeit zum Stillstand bringt bzw. zwingt, z.B. durch ein negatives Bild von Männern allgemein und speziell von Männern in sozialen Berufen, durch unverarbeitete Trennungs- und Scheidungskonflikte mit dem Ehemann, durch Parentifizierung, Skepsis, Neid oder innere Aggressionsgefühle in Bezug auf die möglicherweise positiven Vater-Sohn-Interaktionen.

Hantel-Quitmann nennt Theorien für einen Beratungsdrang des männlichen Beraters: eine Philantrophische mit der Ansicht, dass Männer (Väter) Menschen sind, die einer Beratung bedürfen; die Erkenntnis eines besonderen Bedarfes für Väterberatung; eine Bedarfsschaffung als Sicht der Unentbehrlichkeit professioneller Hilfe und ihrer Menschen; die Hilfe zur Selbsthilfe, indem dem Klienten geholfen wird, erfolgt durch Projektion eine Art Selbsterkenntnishilfe; die Ersatzhandlung mit dem Versuch, durch Beratung der Vater vieler anderer Familien zu werden und/oder die Selbstbelobigung ein besserer Vater zu sein, als es der eigene jemals war. Hantel-Quitmann betont seine feste Überzeugung, dass alle männlichen Berater (Therapeuten) in der Beratung anderer Väter hoffnungslos überfordert sind, wenn sie sich nicht intensiv mit dem eigenen Vater, der eigenen Beziehung zwischen Vater und Sohn und den internalisierten Bildern, den Verhaltensweisen des Vaters und sich selbst beschäftigt haben, wobei auch jede Supervision keine Besserung der hoffnungslosen Überforderung erwirken kann (vgl. 2006: 15 f.; 21). Folglich muss sich der männliche Berater seiner verdrängten, blinden Flecken aus der eigenen Beziehung zwischen Vater und Sohn bewusst werden, da ansonsten ein Einziehen in das Familiensystem durch die Familie sowie die wiederholte Übertragung und Gegenübertragung, mangelnder Respekt und folglich ein Abbruch der Interventionen vorprogrammiert erscheinen.

Sturzenhecker/Winter gehen auf die Verhaltensweisen von männlichen Pädagogen und Jungenarbeitern ein, die der männlichen Klientel ein kumpelhaftes Verhalten anbieten. Bei einer Gruppenarbeit mit männlichen Beratern sollten diese auswählen, welchen Typ Berater sie darstellen wollen. Auswählen konnten die 18 Teilnehmer aus über 60 sehr verschiedenen Fotocharakteren. Einige entschieden sich für das gleiche Foto mit dem Schauspieler Mickey Rourke, einem draufgängerisch, muskulösen Kumpel-Abenteuer-Typ. Beide sehen diesbezüglich die Gefahr bei Jungen, sich nicht am erwachsenen Pädagogen reiben zu können. Somit können Jungen keine Orientierung erhalten, wie männlich reifes Erwachsensein auszusehen hat, Unsicherheiten ausgehalten werden können, eigenständige Geschlechtsidentität erworben werden kann. Die Männlichkeitsfrage können sie dann nicht selbstreflektiv gegen sich wenden, traditionelle Männlichkeit wird wiederholt, nicht überschritten, nicht neu gebildet (vgl. 2002: 74 ff.). Dies gilt in der Übertragung auch für die Vater-Sohn-Interventionsarbeit, bei der sich der Berater professionell so distanziert wie möglich heraushalten, aber auch empathisch an der Interaktion teilnehmen muss. Weder für den Vater noch für den Sohn darf die Kumpelebene eingenommen werden. Der Berater soll nicht versuchen, Ersatzvater und/oder besserer Vater als der leibliche Vater des Sohnes zu sein oder Ersatzmann für die Mutter. Der männliche Berater muss professionelle Hilfestellung in der Interaktion geben und aufzeigen, was Vater und Sohn richtig machen, demnach

ressourcenorientiert, nicht defizitorientiert arbeiten. Die professionelle Soziale Arbeit, interagierend mit Vater und Sohn, systemischer Einbindung der Mutter, verlangt nach Selbstreflexion der Berufsauffassung, des eigenen Männlichkeits-, Weiblichkeits-, Vater-, Mutterbildes und der derzeitigen und vergangenen Familiensituation.

5.5 Konzeptionelle Eckdaten (eigene Überlegungen) für die Soziale Arbeit zur Stärkung von Vätern und Söhnen und ihren Beziehungen zueinander durch Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn

Der Bedarf nach Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn innerhalb von Sozialer Arbeit ist durch die vorstehenden Kapitel gesellschaftlich deutlich zu erkennen. Soziale Arbeit hat sich daher, wie in Bezug auf Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen), (Grund-)Schulen und Jugendämter (Allgemeine Soziale Dienste) beschrieben wird, umzuorientieren und (bestehende) Konzepte neu- oder umzuentwerfen.

5.5.1 Die Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen)

Die bestehenden Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen) müssten ihre Konzepte teilweise neu konzipieren, um nach Maßgabe von Kleßmann zugehende, niedrigschwellig-ressourcenorientierte Arbeit leisten zu können. Einige Erziehungsberatungsstellen bieten z.B. dazu bereits Elternsprechstunden in Kindertagesstätten an. Eine solche Vernetzung gilt es auszubauen, um mehr Väter und Söhne erreichen zu können. Da Väter in Kindertagesstätten nur begrenzt anzutreffen sind, wären diesbezüglich Einrichtungsvorstellungen und Sprechstunden in weiteren Einrichtungen z.B. innerhalb von Schulen – beginnend in den Grundschulen – unerlässlich. Einerseits hätten dann die Jungen einen Ansprechpartner bei eigenen, Familien- und Vater-Sohn-Beziehungsproblemen und andererseits auch die Eltern (Väter) durch Nachmittags- und Abendsprechstunden. Vorweg wäre die persönliche Vorstellung von sich als Berater und der Einrichtung auf den Elternabenden ratsam. Da auch in der Schule nur ein geringer Teil von Vätern ansprechbar ist, sollten Vernetzungen mit Schulinformations-, Väterzentren, Jugendämtern (Allgemeinen Sozialen Diensten), gebildet werden, damit die dort in Erscheinung tretenden Väter eine persönliche Vorstellung vom Berater und von der Einrichtung erhalten. Einrichtungsvorstellungen lassen sich auch unbedingt in größeren Firmen, die im Beratungsgebiet der Einrichtung liegen, persönlich vor der gesamten männlichen Belegschaft oder indirekt über Broschüren durchführen

und über Zeitungsanzeigen, da somit viele berufstätige Väter erreicht werden können und nicht „nur“ diejenigen, die sowieso schon Kontakt zu anderen sozialen Einrichtungen haben. Mit den derzeitigen Personalschlüsseln und Konzepten von Erziehungsberatungsstellen ist eine solche Leistung begrenzt vorstellbar. Somit wären auch unbedingt neue Vater-Sohn-Beratungseinrichtungen zu gründen. Diese Einrichtungen müssten mit Hilfe von Videointerventionen wie bei STEEP arbeiten, um die Beziehung zwischen Vater und Sohn z.B. beim Spiel aufzuzeichnen und sie anschließend mit beiden zu besprechen. Eine wie oben beschriebene, quantitative und qualitative Vernetzung sowie eine Erreichbarkeit über E-Mail (Internetauftritt) wäre verpflichtend. Die Sozialpädagogen müssen familien-systemisch denken und arbeiten und zwar mit allen beteiligten Familienmitgliedern (mind. Mutter, Vater und Sohn). Hauptbezugspunkt sind aber Vater und Sohn. In Bezug auf die Vater-Sohn-Beziehung sind neue Muster mit den Beteiligten zu besprechen, zu vereinbaren und tlw. persönlich zu begleiten. Auch Hausbesuche (angemeldet, unangemeldet) sind denkbar und wären hilfreich, um einen unmittelbaren Eindruck von der realen Lebenswelt der Familie und der Vater-Sohn-Beziehung vor Ort zu erhalten. Die professionelle Vernetzung mit anderen an der Familie und an der Krise beteiligten Einrichtungen z.B. bei Erziehungskonferenzen ist selbstverständlich. Innerhalb der Beratungsstellen wäre sicherlich die Einzelarbeit gemeinsam mit Vater und Sohn maßgebend, aber auch getrennte Väter- und Jungengruppen mit Diskussionen zu aktuellen Themen wie Vaterschaft, Mannsein, Weiblichkeit, Sexualität, Partnerschaft, Entwicklungspsychologie, familiäre Wirklichkeit und gemeinsame Freizeitangebote nach Röhrbein, wie „Vater und Sohn bauen Drachen“. An den Schulen, in Kindertagesstätten oder/und weiteren Einrichtungen ließen sich z.B. 1-mal im Monat Sprechstunden und 1-mal im Jahr Elterntrainingsangebote bzw. -kurse (z.B. „Starke Eltern - Starke Kinder“) vorstellen. In Bezug auf Väter wären Vater-Sohn-Programme und -Kurse wünschenswert. Für die neuen und bestehenden Beratungsstellen sind konzeptionelle Ausarbeitungen nötig. Dazu wären die Organisationsstrukturen, -ziele, -entwicklungen, die Umwelt und das berufliche Handeln (Konfliktfelder, Konfliktaustragungsmöglichkeiten) in den Organisationen sowie die Sozialplanung konzeptionell zu erarbeiten oder umzukonzipieren. Es sollten z.B. die Organisationsziele der jeweiligen Beratungsstelle in einem Konzept (Zielsystem) aufgeführt werden. Dies würde bedeuten, dass die Einrichtung ihr Oberziel, ihre Teilziele und Zielgruppen, weitere Teilziele, Aufgaben und Angebote sowie ihre konkreten Tätigkeiten beschreibt und transparent macht, so wie Kühn das z.B. zum Zielsystem Altenhilfe getan hat (1992: 299) und im Rahmen der Organisationsanalyse der eigenen Praktikumsinstitution im Seminar Organisation und Sozialplanung bei Frau Prof. Dr. Koller-Tejeiro durchgesprochen und selbst erarbeitet wurde.

5.5.2 Die (Grund-)Schulen

Die Kapitelpunkte 3.4 und 5.2 verdeutlichen, worauf die Lehrer und Sozialpädagogen an allen Schulformen in Bezug auf Problemschüler achten sollten, was die gezeigten Verhaltensweisen bedeuten könnten und wie gearbeitet werden sollte. Für alle Schulformen sollte der Einsatz von Schulsozialarbeitern möglich sein. Das würde mind. eine präventive Arbeit an den Grundschulen und eine intensive Betreuung auf den Hauptschulen bedeuten, um einen langfristigen Abbau von Gewalttaten erreichen zu können. Sollte die direkte Einstellung von Sozialpädagogen an der Schule finanziell (konzeptionell) nicht möglich sein, wäre zumindest die Vernetzung mit Beratungsstellen sinnvoll. Hier gemeint in Form von Vorstellungen und Sprechstunden von schulexternen Sozialpädagogen in allen Klassen, vor allen Schülern und für alle Eltern (Väter). Die Schulsozialarbeiter sollten wie sie es zum Teil auch schon heute leisten, einerseits am und mit dem verhaltensauffälligen Schüler individuell arbeiten. Wenn es die Arbeitszeit und das Konzept zulassen, dann aber immer auch unbedingt mit der Familie (Vater und Sohn) durch Eltern- bzw. Elternteilarbeit und dabei stets auf die Beziehung zwischen Vater und Sohn und die Rolle der Mutter sowie aller beteiligten Familienmitglieder achten. Innerhalb der Schulen sind Gewaltpräventionsprogramme zu leisten, was für verhaltensauffällige Schüler durch Einzel- und Gruppenarbeit gelten würde aber auch generell für alle Klassenverbände. Notwendig sind zudem Freizeit-, stadtteilbezogene und berufsvorbereitende Angebote (Praxis-Klassen) und Nachmittagsbetreuungen (Modell Ganztagschule) mit offenem Zugang für alle interessierten Schüler oder mind. für verhaltensauffällige Jungen, die z.B. aufgrund von Langeweile und/oder defizitären Familiensituationen außerhäuslich Aggressionen abbauen. In diesen Angeboten sollte neben dem Spiel und anderen Aktivitäten auch genügend Zeit für Diskussionsrunden aktueller Themen und Probleme (s. 5.5.1) sein. Sollte für die Elternarbeit zu wenig Zeit zur Verfügung stehen, wäre eine Vernetzung mit Beratungsstellen (s. 5.5.1), die generell im Vordergrund stehen sollte, wenn langfristige Familienberatungen geboten erscheinen, unerlässlich. Somit könnten die Schulsozialarbeiter am Individuum arbeiten und die Sozialpädagogen der Beratungsstellen mit Vater und Sohn bzw. der gesamten Familie. So ergeben sich Synergieeffekte zwischen Schule, Schulsozialarbeitern und den Beratungsstellen, Sozialpädagogen, die gemeinsam Strategien und Interventionen bei dem jeweiligen Schüler und dessen Vater (Familie) absprechen. Reichen Zeit und Konzepte der Schule (Schulsozialarbeiter) für Elternarbeit aus, dann können die Schulsozialarbeiter die Tätigkeiten mit ausführen, die bei der Arbeit mit Familie (zwischen Vater und Sohn) wichtig sind und innerhalb dieser Arbeit beschrieben wurden.

5.5.3 Die Jugendämter (Allgemeinen Sozialen Dienste)

Die Studie von Amendt zeigt, dass im Bereich der Jugendämter (Allgemeinen Sozialen Dienste) neue Beratungsformen zwingend notwendig sind. Vor allem im Jugendamt treten viele Väter in Erscheinung, da mittlerweile fast jede zweite Ehe geschieden wird und somit Umgangs- und Sorgerechtskonflikte entstehen und Vereinbarungen verbindlich getroffen werden müssen. Innerhalb der Jugendämter wäre z.B. eine spezielle Väterberatung zu Themen wie Trennung und Scheidung, Partnerschaft, Vaterschaft, Umgangs- und Sorgerecht, Jungenentwicklung und -bedürfnisse vonnöten. Es wären pro Jugendamt wahrscheinlich 1 bis 3 zusätzliche Berater für diese spezielle Beratungsform denk- und realisierbar, wenn finanzielle Mittel im Senatshaushalt anders verteilt würden, worauf hier aber nicht näher eingegangen werden soll. Zumindest sollten in den Jugendämtern die Väter speziell angesprochen und beraten werden, was sich auch durch Sozialarbeiter aus anderen Beratungsstellen (s. 5.5.1) realisieren ließe, indem die externen Sozialpädagogen „unabhängig“ vom Jugendamt und dem Familienfall beratenden Sozialarbeiter, speziell für die Väter in Form von Sprechstunden im separaten Zimmer zur Verfügung stehen und sich den Bedürfnissen und Problemen dieser stellen. Es sollte auch eine Vernetzung zu den Schulen (Schulsozialarbeitern) und den Sozialpädagogen anderer, neuer Beratungsstellen maßgebend sein, wie es z.Zt. bei Erziehungskonferenzen gehandhabt wird. Um das Vertrauen von Vätern gewinnen zu können, ohne nachfolgende Missbräuche, ist bei den jugendamtsinternen Beratungen von -externen Beratern die Schweigepflichtbindung maßgebend. Dies müsste auch für Beratungsstellen gelten, so wie es heute Erziehungsberatungsstellen praktizieren.

Zwischen den Einrichtungen sind regelmäßig persönliche wie telefonische Vernetzungen unter Wahrung der Schweigepflicht geboten. Durch die Vernetzungen wären konstante, verlässliche Absprachen zwischen Sozialarbeitern in Bezug auf die sie betreuende Familie (Vater, Sohn) und den Interventionen, Einschätzungen und weiteren Strategien gegeben. So lässt sich an einem Strang ziehen und ein voreiliger Abbruch der Interventionen verhindern, weil Berater A genau weiß, was B und C machen und umgekehrt und dies der Familie verdeutlichen kann. Die ungenaue oder ausbleibende Strategieabsprache lässt Möglichkeiten für die Familie offen die Beratungen abubrechen, weil z.B. die eigene Unsicherheit gesteigert wird durch die Unsicherheit, Unkenntnis der Beratungsschnittmengen einzelner Einrichtungen und Angebote. Unsicherheit und Unkenntnis tritt Widerstände los und der Vater kann z.B. ohne professionelle Vernetzung behaupten, er würde schon mit Einrichtung A therapeutisch arbeiten, was aber real nicht geschieht, aber aus Angst vor der Therapie in Einrichtung B behauptet wird, um dem generell aus dem Weg gehen zu können.

Insgesamt gesehen kann die Soziale Arbeit den bedürftigen Vätern und Söhnen zukünftig langfristig helfen, indem Sozialpädagogen durch familiensystemische Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen beiden dieser Bedürftigkeit begegnen. Soziale Arbeit wird gesellschaftliche Erfolge erreichen, indem die aggressiven Symptome bei Söhnen und auch bei Vätern nicht nur individuell bearbeitet werden, sondern stets familiensystemisch. Vor, während und besonders nach Trennungen und Scheidungen kann das Fortbestehen oder der Neuanfang der Vater-Sohn-Beziehung mit Hilfe der Beziehungs-/Interventionsarbeit viele negative Effekte eindämmen und zwar bei allen beteiligten Familienmitgliedern. Die Verhaltensauffälligkeiten können meistens auf die beteiligten Familienmitglieder, die Beziehungen untereinander, zurückgeführt werden und lassen sich durch die Arbeit an und mit den Beteiligten langfristig beheben. Einige Direktoren (Schulbehörden) haben die Zeichen der Zeit erkannt und setzen verstärkt auf die Arbeit von Schulsozialarbeitern an ihren Schulen. Wenn die Schulsozialarbeiter neben weiteren Sozialpädagogen anderer und neuer Beratungseinrichtungen intensiv systemisch mit der Familie (Mutter, Vater und Sohn) und individuell nur mit dem Schüler (Sohn) arbeiten, dann werden sich die Beziehungen zwischen Vätern und Söhnen und die zwischen Vätern und Müttern positiv verändern, was wiederum positive Effekte für die Verhaltensweisen und Leistungen der Schüler (Söhne) innerhalb und außerhalb der Schule zur Folge hätte. Söhnen und Vätern kann geholfen werden, indem die familiären Beziehungen, Kommunikationen, Verhaltensmuster analysiert und durch die zu beteiligenden Familienmitglieder selbst, mit Hilfestellungen von Sozialarbeitern, neu geordnet und zukünftig fest vereinbart werden. Wenn die beschriebenen, die in jüngster Zeit bekannt gewordenen Schulgewalttaten männlicher Schüler und auch die in den Medien bekannt gewordenen Fälle von Kindesvernachlässigungen richtig eingeordnet werden, so ergibt sich ein Bedarf nach Beratung und Interventionshilfe in den Familien und dies so früh wie möglich, und zwar während der frühen, mittleren und späten Kindheit (Kindergarten-, Grundschulzeit). Sozialarbeiter sollten daher u.a. auf Kindergärten und Schulen (mind. Grundschulen) zugehen und vor Ort Elternsprechstunden anbieten. Des weiteren sollten Sozialarbeiter Stadtteilarbeit leisten und so auf die männliche wie weibliche Stadtteilbevölkerung zugehen, sich selbst und ihre Angebote und Ziele unterbreiten, als Ansprechpartner telefonisch, via E-Mail und persönlich zur Verfügung stehen, bei Familienkrisen und Konflikten zwischen Vater und Sohn Hausbesuche (angemeldet, unangemeldet), Umgangsberatungen und -begleitungen durchführen. Dies alles kann „nur“ im Rahmen von familiensystemischen Denk- und Arbeitsweisen innerhalb einer Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn durch zukünftig mehr männliche aber auch stets weibliche Sozialpädagogen gelingen.

6. Schlussfolgerung

Zusammenfassend ergeben sich Sachverhalte und Schnittmengen, die die Wichtigkeit von Vater-Sohn-Beziehungen und deren Bedeutung für die Soziale Arbeit erkennen lassen. Söhne und Väter sind zu Beginn der Sohnentwicklung voneinander positiv angetan, so dass deren grandiose Vorstellungen von sich selbst im Anderen Bestätigung finden sollen und auch tatsächlich widergespiegelt werden. Im Verlauf seiner Entwicklung hat sich der Sohn allerdings stärker vom Vater abzugrenzen, um eine eigene Identität bilden zu können. Die zu Beginn beiderseitig illusorischen Eigen- und Fremdbilder können keine Bestätigung finden, was zu Enttäuschungen führt, woraufhin Fremdbilder sowie Äußerungen über den Anderen negativ ausfallen. Väterliches Missverständnis über die Entwicklung bei Söhnen, die machtvolle Symbiose zwischen Mutter-Sohn und/oder nicht aufgearbeitete Wunden der eigenen Kindheit – als Sohn des eigenen Vaters – führen oft zur Eifersucht, zum Rückzug aus der Familie und zu Aggressionen. Der fehlende sprachliche Zugang des Vaters zu seiner verletzten Gefühls- und Bedürfniswelt blockiert oft die Neuordnung von innerfamiliären Kommunikations- und Verhaltensmustern, die er dann durch Bestätigungseinholung im Umfeld der Familie überzukompensieren versucht, womit einer zukünftigen Trennung und Scheidung erheblich Vorschub geleistet wird und sich ein „Einfrieren“ der Vater-Sohn-Kontakte abzeichnen lässt. Während des Trennungs- und Scheidungskonfliktes und insbesondere nach der vollzogenen Trennung und Scheidung ist der Vater dermaßen in seiner Gefühlswelt verletzt, dass ein sozialisationsförderlicher Kontakt zum Sohn meist nicht möglich ist, von der Mutter oft nicht gewünscht bzw. blockiert wird. Der Sohn fühlt sich für die Ehekrise, die Trennung und Scheidung und die gefühlten Schmerzen von Mutter und Vater schuldig. Er versucht die Familie wieder zusammenzubringen, wird aber genötigt, sich für einen Elternteil zu entscheiden und sich im Beisein des einen Elternteils negativ über den nichtanwesenden (oft der Vater) zu äußern. Die negativen Ansichten der Mutter in Bezug auf den Vater werden verinnerlicht, der verletzte Vater ist nicht lange bereit, für den Kontakterhalt zum Sohn zu kämpfen, wobei Vater und Sohn die Sehnsucht nach Kontakt zueinander spüren, aber das Ausbleiben als Affront gegen die eigene Person ansehen und sich infolgedessen sukzessive voneinander entfernen. Väter haben bereits in der frühen Kindheit einen hohen Stellenwert für die Entwicklung ihrer Söhne; so befähigt die väterliche Spielfeinfühligkeit die Söhne, eine sichere Bindung zu den Eltern aufbauen zu können und festigt später im Leben wichtige soziale Fähigkeiten bei Kontaktion mit Mitmenschen, der Partnerbeziehung und Lösungswegen bei Konflikten. Väter lösen im Entwicklungsverlauf die Söhne aus der mütterlichen Umklammerung und befähigen sie zu

einer schnelleren Ablösung aus dem Elternhaus und so zu Selbständigkeit, Männlichkeit und Erwachsensein. Jungen, die durch ihre Väter gestärkt werden, sind in der Schule erfolgreicher, weniger ängstlich, vertrauen in eigene Fähigkeiten, können sich vor Vätern öffnen und Trost annehmen. Jungen, die ohne leiblichen Vater aufwachsen, sind häufiger gewalttätig, haben in der Schule schlechtere Noten, geraten häufiger in Schwierigkeiten, demonstrieren äußerlich Stärke, wobei jedoch die innere Grundfestigkeit und Stärke unterentwickelt ist. Das Fehlen von Vätern führt die Jungen in die Versuchung, nach Ersatzvaterpersonen zu suchen, die z.B. in den Peergroups und rechtsextremen Vereinigungen gefunden werden, da hier Gefühle von väterlicher Geborgenheit und Wertschätzung suggeriert werden. Die wirkliche Befriedigung von diesen durch Vaterferne ausgelösten Gefühlen kann durch Ersatzväter bzw. Ersatzvatergruppen nicht in gleicher und von Söhnen in gewünschter, bedürfnisgerechter Weise ersetzt werden, wie es leibliche Väter durch Kontaktaufnahme zum Sohn leisten könnten. Auf ihre missliche Lage machen Jungen aufmerksam, indem sie sich unadäquat in der Öffentlichkeit oder/und Schule verhalten und äußern. Familienkrisen und Schwierigkeiten in der elterlichen Paarbeziehung sind häufig gekoppelt mit Verhaltensauffälligkeiten des Heranwachsenden. Die unsozialen Verhaltensweisen eines Schülers geben immer auch eine Auskunft über Erziehungsstrategien, Beziehungs- und Kommunikationsmuster zwischen Sohn und Eltern (Elternteil). Die Symptome des Sohnes müssen hinterfragt und verstanden werden, immer mit familien- und schulsystemischer Bezugnahme, da sie auf eine ungünstige Familienkonstellation hinweisen, der innerhalb von Beratung Abhilfe zu schaffen ist. Leider erreichen entweder viele Väter die Beratungsstellen und Angebote Sozialer Arbeit nicht oder die Väter werden nicht durch spezifisch, bedarfsgerechte Angebote und Beratungen erreicht. Etliche Väter erscheinen in den Beratungsstellen zu Beginn nicht, oder sie bleiben im Verlauf der Gespräche immer häufiger weg, bis sie ganz außen vor sind. Vor allem Scheidungsväter fühlen sich von Mitarbeiterinnen der Jugendämter nicht verstanden, wenngleich sie ihren Bedarf nach Hilfe durch den Gang zum Jugendamt ausdrücken. In den Familien sind es die Väter, die trotz zeitlich geringerer Repräsentanz gehäuft zu gewalttätigen Erziehungsmitteln greifen und hier besonders Jungen die Leidtragenden sind. Ohrfeigen und Klapse von Eltern an ihren Kindern finden nach wie vor große Bestätigung und kommen am häufigsten zum Einsatz. Dabei darf die Rolle der Mutter nicht vergessen werden, denn oftmals werden Väter auch instrumentalisiert, die Strafausübung wird von Seiten der Frau an den Mann delegiert.

Innerhalb der Schulen waren und sind es nach wie vor die männlichen Schüler, die vor allem durch verbale und physische Gewaltausübung auffallen. Sie treten tlw. doppelt bis 10-mal häufiger in Erscheinung als ihre Klassenkameradinnen. Besonders betroffen sind

Haupt-, Real- und Berufsschulen. Aber auch Gymnasien sind nicht frei von männlich verbaler und physischer Schüलगewalt, zumal hier vor allem die 10- bis 13-Jährigen am stärksten vertreten sind. Auf den anderen Schulen haben Jugendliche Spitzenwerte, aber auch hier treten Jungen in der Kindheitsphase unsozial auf. Insgesamt ist ein quantitativer Anstieg der Schüलगewalt bisher nicht zu verzeichnen, aber ein qualitativer, da Übergriffe auf Lehrer und deren Sachen immer häufiger auftreten und das Mitführen von Waffen zur Verteidigung ebenfalls keine Seltenheit darstellt.

Vor allem die harte, aber gerechte und die wechselhafte Erziehungsmethode findet breiten Einsatz innerhalb der Familien der Schüler, die dann verstärkt zu verbaler und physischer Gewalt der Schüler führt. Männliche Schüler werden weniger liebevoll aber mehr härter, wenngleich gerecht erzogen als ihre Mitschülerinnen. Der harte, strenge, z.T. ungerechte Erziehungsstil ist am produktivsten für alle Gewaltanwendungen, kommt zwar am wenigsten, aber vor allem bei Haupt-, Real- und Berufsschülern zum Einsatz. Das elterliche Unverständnis von Problemen der Schüler führt am stärksten zu schulischen Gewalttaten. Vor allem bei 10- bis 13-Jährigen, männlichen und Haupt- und Realschülern werden Ohrfeigen sowie Prügel bei Dummheit eingesetzt und das körperliche Strafen aufgrund schlechter Schulnoten veranlasst die Schüler dazu, entweder eher doch oder mit voller Intensität Gewalt gegenüber Anderen und Sachen anzuwenden. Die Lehrer verlangen nach einem verstärkten Einsatz der Jugendhilfe (durch Sozialpädagogen), da sie sich aufgrund mangelnder Hochschulausbildung und größer werdender Sozialisationsdefizite in den einzelnen Familien überfordert fühlen. Die Soziale Arbeit kann momentan den Söhnen und Vätern innerhalb der schulsystemischen Einzelfallhilfe und Beratungsstellen (Erziehungsberatungsstellen) begegnen. Neben einer testdiagnostischen Abklärung von Fähigkeiten der Söhne sind vor allem systemische Arbeits- und Denkweisen wichtig, durch die alle beteiligten Familienmitglieder und die die Mitglieder beeinflussenden Systeme mit in die Beratung einbezogen werden. Das Arbeiten mit nur einem Teil der Familie, durch das Nichteinbeziehen des Vaters, erschwert die Beratungsarbeit und kann langfristig nicht zum Erfolg führen, berücksichtigt nicht das Bedürfnis des Sohnes nach Nähe und Kontakt zu seinem eigenen Vater. Durch zu Beginn niedrigschwellige, ressourcenorientierte und aufsuchende Arbeitsstrategien und Konzepte lassen sich Männer (Väter) in ihren Lebensweltbezügen erreichen. Interventionen sollten im Kindergarten-, spätestens Grundschulalter erfolgen, wenn Hinweise auf ungünstige Familienkonstellationen durch Symptombildungen bei Söhnen deutlich werden. Spezifische und professionelle Angebote für Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn sind nach Maßgabe dieser Diplomarbeit derzeit nicht auffindbar. Vielen Familien, vor allem Vätern und Söhnen, könnte geholfen werden,

wenn Sozialpädagogen ihrer Verantwortung gerecht werden, elterliche Beziehungsblockaden lösen, Söhne zwischen Elternkonflikten herausnehmen, Väter und Söhne wieder zusammenführen, in dem alte Wunden und Fehler Beraterisch aufgearbeitet werden, neue Ziele, Methoden, Aktivitäten und Kommunikationen erarbeitet und begleitet werden.

Ich muss zum Schluss relativieren, dass nicht jede beendete Beziehung zwischen Vater und Sohn, z.B. nach einer Trennung und Scheidung und längerem Kontaktabbruch zwischen beiden, einfach wieder hergestellt werden kann. Gerade bei diesen Fällen werden enorme Widerstände bei den einzelnen Klienten auftreten, die zeigen, dass ein neuerliches Aufleben der Vater-Sohn-Beziehung eher von Nachteil für die Entwicklung des Sohnes wäre. Um zu einem solchen Urteil zu gelangen, reichen nicht ein bis zwei Telefonate mit dem Vater aus. Auch nicht die Ablehnung der Mutter nach einer Auffrischung der Vater-Sohn-Beziehung kann sozialpädagogisch maßgebend sein. Die Wichtigkeit einer sozialisationspositiven Beziehung zwischen Vater und Sohn wurde innerhalb der vorstehenden Kapitel deutlich. Wer meint, dass jüngere und auch ältere Söhne keine endogenen oder exogenen Symptome aufweisen, wenn Trennungen und Scheidungen, lang anhaltende körperliche, emotionale Kontaktabbrüche zwischen leiblichen Vätern und Söhnen erfolgen, dass Söhne gut ohne leibliche Väter bzw. Vater-Sohn-Beziehungen auskommen können, der verkennt die entwicklungspsychologischen Realitäten der Jungen sowie der Väter und wahrscheinlich auch die von sich selbst. Söhne können schwere Ehekrise nicht rational erklären und erkennen, dass die Familien- sowie die eigenen Probleme ihren Ausgangspunkt in den elterlichen Beziehungsdilemmas haben. Väter erleiden psychisch-neurotische Störungen, wenn die Kontakte zu ihren Söhnen im Verlauf einfrieren, auch wenn sie sich selbst z.B. durch Verdrängung einreden, dass ihr Leben, so wie es ist, ohne Sohn-Kontakte, einwandfrei sei. Das gleiche gilt für die Söhne, die noch verstärkter unter den Kontaktabbrüchen zu ihren Vätern leiden. Erfolgt an dieser Stelle keine Aufarbeitung der vom Sohn erlebten Familiengeschehnisse, so wird die Problematik verdrängt und kann viel später, z.B. wenn der Sohn selbst zum Vater eines eigenen Sohnes wird, wieder auftreten. Da nun aber keine Erklärungen und Lösungen zur Verfügung stehen, kann sich eine Parallele entwickeln, indem der jetzige Vater, der als Sohn vom eigenen Vater verlassen wurde, dies unbewusst zwanghaft wiederholt, auch nicht an der Beziehung zu seiner Frau und dem Sohn arbeitet, zu schnell der Trennung und Scheidung einwilligt und infolgedessen den Kontakt abbricht. Im Vergleich mit den hier lebenden Mädchen ist eine Vielzahl von Problemen bei den Jungen in Deutschland festzustellen, die gehäuft auf problematische Eltern- bzw. Familienstrukturen zurückzuführen sind. Mehr Jungen sind auf Sonder- und Hauptschulen, mehr

Jungen agieren innerhalb von Schule und in der Öffentlichkeit gewalttätig, mehr Jungen werden innerhalb der Beratungsstellen angemeldet, mehr Jungen werden von Schulen verwiesen und in Erziehungsheime und Jugendstrafvollzugsanstalten eingewiesen, mehr Jungen müssen das Fehlen des gleichgeschlechtlichen Elternteiles Tag für Tag erleiden, mehr junge Männer sind arbeitslos, laufen zu rechtsextremistischen Parteien, lassen sich indoktrinieren und agieren gewalttätig gegenüber Asylanten und Ausländern. Kein Sohn wird nach der Geburt in die Wiege gelegt, um sich automatisch verhaltensgestört zu entwickeln. Es sind die Lebensbezüge, die Beziehungen zu den Bindungspersonen, die familiären Bedingungen, die gesellschaftlichen Einfluss- und Umweltfaktoren, die den Sohn zu einer Verhaltensstörung zwingen können. Allen Faktoren kann begegnet werden. Im innerfamiliären Bereich muss die Soziale Arbeit verstärkt aktiv werden und zwar möglichst frühzeitig in der Kindesentwicklung, da eine sozialpädagogische Intervention mehr Erfolg in Bezug auf positive Verhaltensänderungen beim Sohn bringt, je früher sie beginnt. Es wird Zeit, die lebenswichtigen Bedürfnisse der Söhne und Väter zu hinterfragen und vor allem zu erkennen. Soziale Arbeit hat das Berufsverständnis, soziale Schieflagen, Ungerechtigkeiten in der Bevölkerung zu erkennen, zu erforschen, zu begründen und schließlich durch eigene Lösungsvorschläge zu beheben. Momentan ist eine Vielzahl von Missständen, gerade in den Vater-Sohn-Beziehungen und Schieflagen in den Lebensläufen vieler Väter und Söhne zu erkennen, die aufgrund von Krisen in den elterlichen Partnerschaften, Trennungen und Scheidungen und Kontaktabbrüchen zwischen Vätern und Söhnen herrühren. Die Mütter dürfen dabei weder außen vor gelassen, noch ständig negiert werden, wie es umgekehrt durch einige Feministinnen innerhalb der Sozialen Arbeit seit Jahren praktiziert wird. Die Soziale Arbeit hat zukünftig einige Möglichkeiten, den Bedürfnissen und Problemen von Jungen und Vätern zu begegnen, indem veränderte, neue Wege beschritten und Beratungsstellen gegründet (Konzepte neu- oder umkonzipiert) werden. Das gilt für die bestehenden (Erziehungs-)Beratungsstellen, Schulen (Schulsozialarbeiter), Jugendämter (Allgemeinen Sozialen Dienste), aber vor allem für neue Vater-Sohn-Einrichtungen, die sich der professionellen Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn nach Maßgabe dieser Diplomarbeit widmen. Das gilt für Sozialpädagogen, die zukünftig mehr familien-systemisch arbeiten sollten, unter Beachtung der Vater-Sohn-Beziehung, und den jeweiligen (entwicklungspsychologischen) Bedürfnissen nach einem Vater-Sohn-Kontakt.

Ich hoffe, in meinem zukünftigen Berufsleben selbst bei der Behebung von auftretenden Missständen in den Vater-Sohn-Beziehungen (Paarbeziehungen) durch Beziehungs-/Interventionsarbeit zwischen Vater und Sohn aktiv werden zu können.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 4.1: Häufigkeit der Gewaltformen gegen Kinder	49
Abbildung 4.2: Gewaltkriminalität tatverdächtiger Kinder und Jugendlicher 1993 - 2004	54
Abbildung 4.3: Raufunfälle bei Schülern aus dem Jahr 2003	54
Abbildung 4.4: Verschiedene Formen von Gewalt an Schulen – 1994 und 1999	58
Abbildung 4.5: Verschiedene Gewalthandlungen an Schulen – 1994 und 1999	59
Abbildung 4.6: Physische Gewalt nach dem Alter 1994 und 1999 (Index von 0 - 10)	61
Abbildung 4.7: Verbale Gewalt nach dem Alter 1994 und 1999 (Index von 0 - 10)	61
Abbildung 5.1: Das „Stockwerksmodell“ zur systemischen Sichtweise des Problemschülers	75
Abbildung 5.2: Der Symptomträger im Schnittpunkt einiger ihn beeinflussender Systeme	75
Abbildung 5.3: Systemische Sichtweise einiger an der Beratung beteiligter Bezugssysteme	76
Abbildung 5.4: Flussdiagramm zur Praxis der systemischen schulpsychologischen Einzelfallhilfe	77

Tabellenverzeichnis

Tabelle 2.1: Wie oft haben Sie derzeit Kontakt zu ihren Kindern?	21
Tabelle 2.2: Kontakthäufigkeit nach Initiator der Scheidung	22
Tabelle 2.3: Kontakthäufigkeit nach Empfindungen zur ehemaligen Partnerin	23
Tabelle 4.1: Kontakthäufigkeit nach Inanspruchnahme professioneller Hilfe	47
Tabelle 4.2: Zustimmung zu „Ab und zu eine Ohrfeige hat noch keinem Kind geschadet.“	48
Tabelle 4.3: Gewalt an Schulen nach Geschlecht (1994 und 1999 im Vergleich) Täterindizes (0 - 10)	59
Tabelle 4.4: Gewalt an Schulen nach Alter (1994 und 1999), Täterindizes (0 - 10)	60
Tabelle 4.5: Gewalt an Schulen 1999 nach Altersklassen, Geschlecht und Schulart	62
Tabelle 4.6: Erziehungsstil in der Wahrnehmung der Schüler. Vergleich 1994 und 1999	64
Tabelle 4.7: Gewalt an Schulen (Täterselbstbericht) nach elterlichem Erziehungsstil 1994 und 1999	65
Tabelle 4.8: Verhältnis zu den Eltern 1999 (Mittelwerte) nach elterlichem Erziehungsstil	67
Tabelle 4.9: Gewalt in der Schule nach dem Verhältnis zu den Eltern	67
Tabelle 4.10: Gewalt in der Familie 1999 nach personalen Merkmalen	68
Tabelle 4.11: Physische Gewalt in der Schule 1999 (Mittelwerte) nach physischer Gewalt in der elterlichen Erziehung	69

Literaturverzeichnis

Aigner, Josef Christian 2001: Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrungen, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex. Gießen: Psychosozial Verlag

Amendt, Gerhard 1999: Vatersehnsucht. Annäherung in elf Essays. Bremen: Institut für Geschlechter- und Generationenforschung der Universität Bremen

Amendt, Gerhard 2004: Band 6: Scheidungsväter. Bremen: Institut für Geschlechter- und Generationenforschung der Universität Bremen

Barth, Gottfried M. 2001: Die hassende Sehnsucht nach dem Vater. Psychische Erkrankung als Lösungsversuch bei Ambivalenz. In: Klosinski, Gunther/ Günter, Michael/ Karle, Michael (Hrsg.): Scheiden tut weh. Zur Situation von Kindern in auseinanderbrechenden Familien. Tübingen: Attempto Verlag, 45-56

Bauers, Bärbel 1997: Psychische Folgen von Trennung und Scheidung für Kinder. In: Menne, Klaus/ Schilling, Herbert/ Weber, Mathias (Hrsg.): Kinder im Scheidungskonflikt. Beratung von Kindern und Eltern bei Trennung und Scheidung. Weinheim/München: Juventa Verlag, 39-62

Benard, Cheryl/ Schlaffer, Edit 1994: Mütter machen Söhne. Wie Söhne erwachsen werden. München: Wilhelm Heyne Verlag

Benard, Cheryl/ Schlaffer, Edit 2000: Einsame Cowboys. Jungen in der Pubertät. München: Kösel-Verlag

Beuster, Frank 2006: Die Jungenkatastrophe. Das überforderte Geschlecht. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Biddulph, Steve 2000: Jungen! Wie sie glücklich heranwachsen. Warum sie anders sind – und wie sie zu ausgeglichenen, liebevollen und fähigen Männern werden. München: Beust Verlag

Biddulph, Steve 2003: Männer auf der Suche. Sieben Schritte zur Befreiung. München: Wilhelm Heyne Verlag

Böhnisch, Lothar 2001: Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung. Weinheim/München: Juventa Verlag

Böhnisch, Lothar 2004: Männliche Sozialisation. Eine Einführung. Weinheim/München: Juventa Verlag

Brinkbäumer, Klaus et al. 2006: Der verzweifelte Hilferuf der Rütli-Hauptschule in Berlin-Neukölln offenbart die Kapitulation vor gewalttätigen Schülern. In: DER SPIEGEL. Gewalt im Klassenzimmer. Wenn Lehrer nicht mehr weiterwissen. Nr. 14 / 3.4.06, 22-36

Buchner, Gabriele/ Cizek, Brigitte 2001a: Kinder als Opfer. In: Bundesministerium für Soziale Sicherheit und Generationen (Hrsg.): Gewalt in der Familie. Gewaltbericht 2001. Von der Enttabuisierung zur Professionalisierung. Wien, 129-138:
http://www.bmsg.gv.at/cms/site/attachments/9/6/0/CH0098/CMS1056453530966/gewaltbericht_neu.pdf#search=%22Gewaltbericht%202001%22 (Stand: 10.10.2006)

Buchner, Gabriele/ Cizek, Brigitte 2001b: Täter und Täterinnen. In: Bundesministerium für Soziale Sicherheit und Generationen (Hrsg.): Gewalt in der Familie. Gewaltbericht 2001. Von der Enttabuisierung zur Professionalisierung. Wien, 139-172:
http://www.bmsg.gv.at/cms/site/attachments/9/6/0/CH0098/CMS1056453530966/gewaltbericht_neu.pdf#search=%22Gewaltbericht%202001%22 (Stand: 10.10.2006)

Bullinger, Hermann 1996: Väterarbeit. In: Brandes, Holger/ Bullinger, Hermann (Hrsg.): Handbuch Männerarbeit. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union, 402-413

Dammasch, Frank 2000: Das Kind, seine alleinerziehende Mutter und der virtuelle Vater. In: Büttner, Christian/ Krebs, Heinz/ Winterhager-Schmid, Luise (Hrsg.): Gestalten der Familie – Beziehungen im Wandel. Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik 11. Gießen: Psychosozial-Verlag, 98-116

Detering, Jürgen F. 2004: Die Bedeutung familialer Konflikte für Lehr- und Lernprozesse bei Grundschulkindern und Interventionsstrategien von Erziehungsberatungsstellen. In: Hundsals, Andreas/ Menne, Klaus (Hrsg.): Jahrbuch für Erziehungsberatung Band 5. Weinheim/München: Juventa Verlag, 41-61

Eisner, Manuel/ Ribeaud, Denis 2003: Erklärung von Jugendgewalt – eine Übersicht über zentrale Forschungsbefunde. In: Raithel, Jürgen/ Mansel, Jürgen (Hrsg.): Kriminalität und Gewalt im Jugendalter. Hell- und Dunkelfeldbefunde im Vergleich. Weinheim/München: Juventa Verlag, 182-206

Fatke-Müller, Mathilde 2001: >> Da streiten sich zwei Bären ums Kind... << oder: die andere Sprache der Kinder. Die symbolische Darstellung und die Erkundung von Lösungen. In: Klosinski, Gunther/ Günther, Michael/ Karle, Michael (Hrsg.): Scheiden tut weh. Zur Situation von Kindern in auseinanderbrechenden Familien. Thüringen: Attempto Verlag, 23-33

Fthenakis, Wassilios E. et al. 1999: Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie. In: LBS-Initiative Junge Familie (Hrsg.). Opladen: Leske + Budrich

Fuchs, Marek/ Lamnek, Siegfried/ Luedtke, Jens 2001: Tatort Schule: Gewalt an Schulen 1994 – 1999. Opladen: Leske + Budrich

Hantel-Quitmann, Wolfgang R. 2006: Väter, diese unbekanntes Wesen. Zur Psychologie eines modernen Mythos – Teil 1 - Teil 3:
<http://www.hantel-quitmann.de/> (Stand: 10.10.2006)

Hennig, Claudius/ Knödler, Uwe 2000: Problemschüler – Problemfamilien. Ein praktisches Lehrbuch zum systemischen Arbeiten mit schulschwierigen Kindern. Weinheim/Basel: Beltz Verlag

Herlth, Alois 2002: Ressourcen der Vaterrolle. Familiäre Bedingungen der Vater-Kind-Beziehung. In: Walter, Heinz (Hrsg.): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial Verlag, 585-608

Hüther, Gerald/ Bonney, Helmut 2005: Neues vom Zappelphilipp. ADS: verstehen, vorbeugen und behandeln. Düsseldorf/Zürich: Walter Verlag

Hurrelmann, Klaus et al. 1999: Gewalt in der Schule. Ursachen – Vorbeugung – Intervention. Weinheim/Basel: Beltz Verlag

Kassis, Wassilis 2003: Wie kommt die Gewalt in die Jungen? Soziale und personale Faktoren der Gewaltentwicklung bei männlichen Jugendlichen im Schulkontext. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt Verlag

Kleßmann, Monika 1999: Niedrigschwellige Erziehungsberatung. In: Romeike, Gerd/ Imelmann, Horst (Hrsg.): Hilfen für Kinder. Konzepte und Praxiserfahrungen für Prävention, Beratung und Therapie. Weinheim/München: Juventa Verlag, 121-130

Klosinski, Gunther 2001: >> Wenn nur meine Eltern zusammen wären <<. Der aggressive Kampf ums Umgangsrecht. In: Klosinski, Gunther/ Günter, Michael/ Karle, Michael (Hrsg.): Scheiden tut weh. Zur Situation von Kindern in auseinanderbrechenden Familien. Tübingen: Attempto Verlag, 102-110

Krause, Dieter/ Mathes, Werner 2006: Schülergewalt. Nach dem Hilferuf der Berliner Rütli-Lehrer diskutieren die Deutschen über den Sinn von Hauptschulen. In: DER STERN. Nr. 15 / 6.4.2006, 38-44

Kühn, Dietrich 1992: Organisationen sozialer Arbeit: Administrative Strukturen und Handlungsformen im Sozialwesen. In: Biermann, Benno/ Bock-Rosenthal, Erika et al.: Soziologie. Gesellschaftliche Probleme und sozialberufliches Handeln. Neuwied-Kriftel-Berlin: Luchterhand, 281-333

Lamnek, Siegfried/ Ottermann, Ralf 2004: Tatort Familie: Häusliche Gewalt im gesellschaftlichen Kontext. Opladen: Leske + Budrich

Largo, Remo H./ Czernin, Monika 2003: Glückliche Scheidungskinder. Trennungen und wie Kinder damit fertig werden. München: Piper Verlag

Le Camus, Jean 2001: Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes. Weinheim/Basel: Beltz Verlag

Martin, Lothar R./ Martin, Peter 2003: Gewalt in Schule und Erziehung. Ursachen – Grundformen der Prävention und Intervention. Bad Heilbrunn/Obb.: Verlag Julius Klinkhardt

Matzner, Michael 1998: Vaterschaft heute. Klischees und soziale Wirklichkeit. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag

Nack, Cornelia 2001: Wenn Eltern aus der Haut fahren.. . Wege zu mehr Geduld und Ausgeglichenheit. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Napier, Augustus Y./ Whitaker, Carl A. 2001: Die Bergers. Beispiel einer erfolgreichen Familientherapie. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Ohser, Erich 2003: Vater und Sohn. Sämtliche Streiche und Abenteuer. Konstanz: Südverlag

Olweus, Dan 2002: Gewalt in der Schule. Was Lehrer und Eltern wissen sollten – und tun können. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle: Verlag Hans Huber

Petri, Horst 1997: Guter Vater – Böser Vater. Psychologie der männlichen Identität. Bern/München/Wien: Scherz Verlag

Petri, Horst 2000: Vater ... verzweifelt vermisst. Kinder ohne männlichen Elternteil, so ein Psychoanalytiker, sind lebenslang benachteiligt. Interview von Christine Brinck. In: FOCUS Nr. 14, 3. April 2000, 216-218:
http://www.pappa.com/kinder/Drama_Vaterlosigkeit.htm (Stand: 11.10.2006)

Pollack, William F. 2001: Jungen. Was sie vermissen, was sie brauchen. Ein neues Bild von unseren Söhnen. Weinheim/Basel: Beltz Verlag

Preuschoff, Gisela/ Preuschoff, Axel 2000: Gewalt an Schulen. Und was dagegen zu tun ist. Köln: PapyRossa Verlag

Preuschoff, Gisela 2004: Arme Jungs. Was Eltern, die Söhne haben, wissen sollten. Köln: PapyRossa Verlag

Reiche, Britta 1998: Väter-Dasein. Die Erfahrungen von Vätern als Versorger ihrer Säuglinge und Kleinkinder im Wechselspiel von Rollenzuschreibung und Übertragung. Hamburg: Verlag Dr. Kovac

Reuter, Lothar 2002: Supervision: Vom Pizzabacken und Kaufhausklau. Gruppenvision mit Männern zur geschlechtsbewussten Jungenarbeit. In: Sturzenhecker, Benedikt/ Winter, Reinhard (Hrsg.): Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim/München: Juventa Verlag, 93-105

Röhrbein, Ansgar 1996: Männer in der Familienbildungsarbeit. In: Brandes, Holger/ Bullinger, Hermann (Hrsg.): Handbuch Männerarbeit. Weinheim: Beltz Psychologie Verlags Union, 455-464

Rogge, Jan-Uwe 1998: Loslassen und Haltgeben. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Rogge, Jan-Uwe/ Mähler, Bettina 2003: Lauter starke Jungen. Ein Buch für Eltern. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag

Ruck, Martin 2003: Entwicklung einer regionalen Männerkultur. In: Standpunkt: Sozial. Thema: Männer, Väter, Jungen – kontrovers. Nr. 2/2003, 12-15

Schon, Lothar 2002: Vater und Sohn. Entwicklungspsychologische Betrachtungen der ersten Jahre einer bedeutsamen Beziehung. In: Walter, Heinz (Hrsg.): Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen: Psychosozial Verlag, 477-517

Sturzenhecker, Benedikt 2003: Jungenarbeit – Konzepte, Ziele, Arbeitsweisen. In: Standpunkt: Sozial. Thema: Männer, Väter, Jungen – kontrovers. Nr. 2/2003, 47-55

Sturzenhecker, Benedikt/ Winter, Reinhard 2002: Kumpel und/oder Vater? Zur Beziehungsgestaltung in der Jungenarbeit. In: Sturzenhecker, Benedikt/ Winter, Reinhard (Hrsg.): Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim/München: Juventa Verlag, 63-78

Vogt, Gregor M./ Sirridge, Stephen T. 1993: Söhne ohne Väter. Vom Fehlen des männlichen Vorbilds. Frankfurt am Main: Fischer Verlag

Winter, Reinhard 2005a: Jungenarbeit. In: Otto, Hans-Uwe/ Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag, 904-915

Winter, Reinhard 2005b: Männer. In: Otto, Hans-Uwe/ Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. München/Basel: Ernst Reinhardt Verlag, 1160-1168

Zahn, Martin 2002: Beratungsstelle: Normal ist, was vorkommt. Eine Jungengruppe in einer Beratungsstelle. In: Sturzenhecker, Benedikt/ Winter, Reinhard (Hrsg.): Praxis der Jungenarbeit. Modelle, Methoden und Erfahrungen aus pädagogischen Arbeitsfeldern. Weinheim/München: Juventa Verlag, 81-92

Ich versichere hiermit, dass ich diese Diplomarbeit eigenständig und ohne fremde Hilfe verfasst, sowie sämtliche Argumente oder Informationen aus anderen Quellen – auch Internetquellen – (Wiedergabe als Zitate oder in eigenen Worten) belegt und nur die angegebenen Quellen benutzt habe.

Hamburg, den 15.12.2006